

5. Personenbezogene Auswertung: Die Antworten der Jugendlichen

5.1 Emin – »Mein Glaube ist fest und ich zweifele nicht an meinem Glauben.«

Zur Interviewsituation

Das Gespräch mit diesem jungen Mann ist durch meinen Besuch in den Berliner Moscheegemeinden zustande gekommen. In einer der Moscheen habe ich viele Kinderstimmen aus einem kleinen Nebenraum gehört. Es klang so, als wäre dort ein lebhaftes Kinderfest zugange. Als ich den Raum betrat, sah ich, wie circa 30 Kinder von einem jungen Mann und einer jungen Frau fürsorglich betreut wurden. Über eine Stunde habe ich ihren Unterricht mit den Kindern betrachtet und erlebt, wie herzlich und engagiert sie sich um diese Kinder kümmerten. Die ganze Unterrichtszeit wurde konsequent in deutscher Sprache kommuniziert, obwohl die Kinder überwiegend türkischer Herkunft waren. Auch wenn ab und zu einige Kinder auf Türkisch anfragten, haben die beiden Betreuer die deutsche Sprache geradlinig beibehalten. Unterrichtsthema war das Leben des Propheten Muhammed und seine Liebe zu den Kindern. Vermittelt wurden der Wert des Wissens und des Lernens sowie der Respekt vor Älteren und den Lehrern auf eine sehr unterhaltsame Art. Ich war sehr fasziniert und habe erlebt, wie pädagogische Elemente in den Unterricht involviert wurden, obgleich die Betreuer keine pädagogische Ausbildung hatten. Nach dem Unterricht habe ich mit ihnen ein Gespräch geführt und mein Anliegen dargelegt. Anschließend hat sich der junge Mann Emin bereiterklärt, zu meiner Untersuchung beizutragen.

5.1.1 Wer ist Emin?

Emin, deutscher Staatsbürger, ist 23 Jahre alt und in Berlin geboren. Seine Eltern kamen vor über 30 Jahren aus der Türkei nach Deutschland und haben sich hier kennengelernt und geheiratet. Alle anderen Verwandten leben in der Türkei, sodass sie sich nur in der Urlaubszeit treffen. Diese Trennung ist besonders für seine Eltern schwer erträglich, weil insbesondere die Mutter ihre Verwandten und Familienmitglieder vermisst. Daher hegten seine Eltern von Anfang an den Wunsch, eines Tages in die Türkei zurückzukehren. Seine eigene Rückkehr ist hingegen ausgeschlossen, weil er und seine Geschwister nur ein Leben in Deutschland kennen. Zumal sich die Familie an die hiesigen Lebensverhältnisse gewöhnt hat, sodass ein Leben in der Türkei beschwerlich wäre.

Emins Verhältnis zu seinen Eltern ist gut. Er schätzt sie sehr und ist ihnen besonders dafür dankbar, dass sie ihn welfoffen und tolerant erzogen haben. Sie und Emin sind in einer türkisch-islamischen Gemeinschaft, einer Moschee, ehrenamtlich engagiert. Durch sie lernte er diese Gemeinde kennen. Er findet die aktive Beteiligung an der Gemeindearbeit optimal, weil er dadurch fast immer mit seinen Eltern zusammen ist.

Emin empfindet es als sehr wichtig, im jugendlichen Alter die islamischen Regeln zu beachten: »Es hilft ja, vieles besser zu verstehen. Ich denke, man sollte auf jeden Fall sehr früh mit der Befolung der Regeln beginnen, denn im Alter wird man sowieso diese Regeln ernst nehmen, weil der Tod dann einem noch näher ist.« Dass die Jugendlichen die Religion ernst nehmen und dabei die Regeln beachten, hängt nach seiner Überzeugung von der elterlichen Erziehung ab. Er ist sehr glücklich, dass seine Eltern ihn muslimisch erzogen und auf die Einhaltung der islamischen Regeln geachtet haben. Da seine Eltern auch praktizierende Muslime sind und ihn nicht durch Zwang, sondern durch Aufklärung und aktives Vorleben zur Einhaltung der islamischen Regeln führten, fand er als Jugendlicher im Islam seinen Lebensweg.

»Also, wenn ich was wirklich falsch gemacht habe – egal, ob das was mit dem Glauben zu tun hat oder mit etwas anderem –, haben sie immer mit mir das Gespräch gesucht. Sie haben immer mit mir über meine Fehler oder so gesprochen. Oft habe ich das Gespräch mit meiner Mutter, also sie hat den großen Part an der Erziehung und sie ist immer munter und spricht mit uns. Sie ist gleichzeitig eine Freundin für uns, die uns sehr viel Verständnis schenkt. Durch Gespräche versuchen sie unsere Fehler zu korrigieren. Also ich könnte mit der Hand abzählen, dass ich eine gewischt bekommen habe – und das nicht, weil ich Sünden gemacht habe, sondern weil ich Mist gebaut habe. Meine Eltern sind Muslime und sie wissen, dass im Islam Gewalt und Schläge in der Erziehung verboten sind und Gewalt nie eine Lösung ist. Das ist im Islam streng verboten.«

Emin verbringt seine Freizeit häufig mit seiner Familie. Er hat insgesamt drei Brüder und drei Nichten, mit denen er oft zusammen ist. Zu seinem Freundeskreis gehören muslimische und nicht muslimische Jugendliche unterschiedlicher Herkunft (Deutschland, Russland, Ägypten, Syrien oder Türkei).

Obwohl er an den kommunalen Freizeitangeboten nicht teilnimmt, wünscht er sich, dass sie die muslimischen Jugendlichen in ihr Programm einbezögen. So sehnt er sich nach Schwimm möglichkeiten für muslimische Jugendliche, denn er findet es aufgrund seines Glaubens unangebracht, in einem Freibad mit Mädchen und Frauen in einem Wasserbecken gemeinsam zu schwimmen. Er bittet um mehr Rücksicht den Muslimen gegenüber – sie sollten trotz solcher Differenzen nicht ausgeschlossen werden. Das Freizeitangebot von muslimischen Einrichtungen entspricht im Allgemeinen nicht seinen Vorstellungen.

»Ja, also, ich würde mir in erster Hinsicht wünschen, dass die muslimischen Vereine, Gemeinden, Moscheen oder Verbände miteinander kooperieren, also sie müssten zusammenarbeiten. Das ist ein sehr starkes Defizit, das ich bemängle. Also, das müsste sehr stark verbessert werden und, wenn das geschieht, dann würde man, so denke ich, viel positiver gesellschaftlich arbeiten. Man sollte sich vereinen, kooperieren. Ich bin oft in türkisch-islamischen Einrichtungen auch tätig; ich wünsche mir, dass dort auch für Jugendliche viel angeboten wird; in jeder Hinsicht! Wenn die nur zusammenkommen würden, dann würden sie auch mehr Geld und Menschen haben, die dann auch für uns Freizeitangebote organisieren können, sportliche und kulturelle Aktivitäten.«

Emin hat in Berlin die Grund- und Oberschule besucht und nach der Realschule eine Lehre zum Bürokaufmann gemacht. Diese Ausbildung hat er erfolgreich absolviert und anschließend ein halbes Jahr lang als Buchhalter in einem Betrieb gearbeitet. In einem Krankenhaus hat er dann seinen Zivildienst angetreten und hatte großen Spaß an dieser Arbeit. Vor allem die Arbeit mit älteren Menschen hat ihn sehr bewegt, weil er durch sie viele Erfahrungen sammeln konnte. Auch zu der Leitung und zu anderen Kollegen pflegte er gute Kontakte.

Im Laufe seines Lebens bemerkt Emin wiederholt, dass er über seine Religion nicht ausreichend informiert ist, aber gerne ihre vielen Facetten kennenlernen möchte, damit er diese in sein Leben aufnehmen und anderen richtig vermitteln kann. Er entschied sich, ein Studium in der Türkei aufzunehmen. Monatelang hat er sich auf die Prüfungen vorbereitet, um überhaupt an einer Universität in der Türkei eingeschrieben werden zu können. Viele Fächer, von denen er bis dahin nichts gehört hatte, waren jetzt für seine Karriere von besonderer Bedeutung. Sein intensives Bemühen zahlte sich aus und er bekam an der berühmten Universität Istanbul einen Studienplatz.

»Ich habe mich vor zwei Jahren entschlossen, Islamwissenschaften zu studieren. Und es gebe für mich die Möglichkeit in einem arabischen Land zu studieren. Da aber mir diese Sprache fehlt, müsste ich quasi ein bis zwei Jahre diese Sprache lernen und dann anfangen zu studieren. In Deutschland möchte ich nicht Islamwissenschaft studieren. Dieser Studiengang entspricht nicht meinen Vorstellungen, weil der Islam so breit gefächert ist und sie sollte auch objektiv unterrichtet werden. Auch sollten hierbei die praktizierenden Muslime selbst einbezogen werden. [Er verlangt, muslimische Gelehrte und Wissenschaftler für dieses Fach besonders zu bevorzugen, H.Ö.] Also, ich würde auch an diese Universitäten appellieren, an diese Gelehrten an deutschen Universitäten, dass sie mit Muslimen kooperieren, die das auch wirklich praktizieren und objektiv rüberbringen.«

Mit der Frage nach seinem Eindruck von der Situation der Muslime in Deutschland hat sich Emin ausführlich auseinandergesetzt. Er betonte, dass er hier geboren und aufgewachsen sei und als Muslim gleichermaßen, wie jeder andere auch – wenn nicht sogar mehr –, zu dieser Gesellschaft etwas beigetragen habe. Er unterstrich, dass er stets bemüht gewesen sei, die deutsche Sprache zu erlernen und sich in diese Gesellschaft zu integrieren. Gleichwohl:

»Ich habe dann oft gemerkt, wie [...] mir trotz meines Einsatzes [...] sehr viel entweder verboten wurde oder weniger Toleranz entgegengebracht wurde als gewünscht.«

In dem Gespräch schwärmte er von seiner ehemaligen Arbeitgeberin und von seinen ehemaligen Lehrerinnen und Lehrern, mit denen er gute Erlebnisse hatte. Er ist diesen Personen bis heute sehr dankbar für ihre Akzeptanz und ihr Verständnis für seinen Glauben. An die vielen Gespräche, die er mit ihnen geführt hatte, kann er sich bis heute erinnern.

»Auch eine tolle Erfahrung, als ich Zivildienst gemacht habe. Ich bin jemand, der auch aufgrund des Glaubens, mich von weiblichen Mitarbeitern distanziere. Die Chefin hat mich am ersten Tag empfangen und ich wollte vorneweg zu erkennen geben, dass ich ein Muslim bin und bestimmte Verhaltensweisen habe, die anders sind. Meine Arbeitgeberin, die Chefin, hat mir ihre Hand gegeben und ich habe meine Hand aufgrund meiner religiösen und kulturellen Einstellungen ihr nicht gegeben. In einem anschließenden Gespräch erklärte ich ihr meine Haltung und dann erklärte sie mir, dass sie mein Verhalten nicht für störend empfindet und es sogar toll findet, dass ich ehrlich auftrete. Sie fragte mich auch, ob es etwas gibt, worauf sie in Zukunft achten sollte, damit ich in meiner Religionsausübung nicht belästigt würde. Das fand ich sehr beeindruckend. Ich durfte auch während der Arbeitszeit ohne Probleme meine Gebete verrichten. Es war kein Problem, alles lief wunderbar ab. Aber, wie gesagt, es waren meine persönlichen positiven Erfahrungen, aber ich weiß auch, dass es viele negative Beispiele gibt. Aber eines wünsche ich mir: solche Menschen wie meine ehemalige Arbeitgeberin, die so tolerant und

unterstützend war. Gerade solche Menschen braucht Deutschland. Durch ihr positives Verhältnis zu meinem Glauben habe ich mich sehr engagiert und erfolgreich in diesem Betrieb eingebracht.«

Er kam aber auch auf Konflikte zu sprechen, die er oder andere muslimische Jugendliche wegen der muslimischen Identität haben. Konzentriert hat er sich dabei auf den »11. September«. Die schlimmen und unwürdigen Ereignisse in den USA waren für ihn unerträglich. Entsprechend besorgt beobachtete er danach eine Intensivierung von Vorurteilen gegenüber dem Islam und den Muslimen. Schockiert war er über ein Erlebnis mit seiner Mutter beim Arbeitsamt. Bis heute hat er es nicht verstanden, warum seine Mutter, die nach ihrem Erziehungsurlaub wieder arbeiten wollte, dies aufgrund ihres Kopftuches nicht durfte.

»Also, dann sagte die Frau beim Arbeitsamt: ›Also, Frau [...]. Glauben sie wirklich mit ihrem Kopftuch, dass sie da was finden werden? Sie müssten erst einmal ihr Kopftuch abnehmen, damit sie anerkannt werden!‹ Ich weiß es nicht, wie ich es damals verkraftet habe. Wenn ich jetzt zurückdenke, bin ich traurig, dass Menschen so mit Andersgläubigen umgehen. Denn eine Frau ist nicht durch ihre Kopfbedeckung minderwertig; im Gegenteil: Solche Menschen, die ihren Glauben praktizieren, sollte man zumindest respektieren, weil sie ehrlich sind und nichts verstecken oder vertuschen.«

Es sei sehr schmerzlich, dass sein Glaube in dieser Gesellschaft trotz der vielen Muslime, die über Jahrzehnte in Deutschland leben, und der historischen Beziehungen Deutschlands mit dem Osmanischen Reich und der Türkei immer noch nicht verstanden wurde. Um diese Lage zu verändern, damit der Islam und die Muslime in Deutschland voll anerkannt werden, rät er, mehr Bildungsarbeit zu unternehmen. Die Bildung solle sehr früh ansetzen, damit die Kinder zeitig vernunftgerecht und weltoffen erzogen werden.

»Also ich kann mich noch an meine Grundschulzeit erinnern. Es gab dort Religionsunterricht. Ich durfte daran nicht teilnehmen. Es gab für katholische und protestantische Schüler Religionsunterricht, aber für mich und für die vielen muslimischen Schüler keinen Religionsunterricht. Und ich fand das sehr diskriminierend. Denn wo und wie sollte ich meine Religion kennenlernen? Wir als Jugendliche kennen unsere Religion nicht richtig. Wie soll man etwas, was man nicht richtig kennt, dann auch richtig praktizieren und anderen richtig vorleben?«

Ebenso erwartet er, dass eine Plattform in der Schule und in anderen Einrichtungen geschaffen wird, wo Muslime und Nichtmuslime über die verschiedenen Religionen und Kulturen aufgeklärt werden. Er kritisiert, dass die Religion in der Schule zunehmend negativ dargestellt wird. Erschre-

ckend findet er, dass der Islam andauernd im Zusammenhang mit den aktuellen Ereignissen ins Gespräch gebracht wird.

So fordert er, dass in den Großstädten wie Berlin, wo viele Muslime leben, ein aktiver Austausch gefördert wird.

»Ich fände es auch gut, wenn wir, auch die Nichtmuslime, gemeinsam über die unterschiedlichen Religionen unterrichtet würden. Religion spielt in der Schule fast überhaupt keine Rolle; wenn, dann nur das Christentum oder Judentum; der Islam nur in Zusammenhang mit den aktuellen Ereignissen, aber dann nur sehr kritisch und mit großen Vorurteilen bedeckt.«

Emin erhofft sich durch diesen Austausch, dass man muslimischen Frauen gegenüber offener auftritt. Einen Ausschluss muslimischer Frauen kann er nicht akzeptieren.

»Auch sollte man muslimischen Frauen gegenüber offen sein. Also ich habe eine kaufmännische Ausbildung gemacht, da hatten wir auch eine Muslima, die auch diese Lehre gemacht hatte. Und ich habe sie nach der Lehre, nach zwei Jahren getroffen, und fragte sie, was sie so macht. Sie meinte, dass sie seitdem arbeitslos ist. Ich fragte: ›Wieso gerade du? Wo du ja die Beste warst, sogar unter allen Auszubildenden aus dem Jahrgang warst du die Beste!‹ Da meinte sie, dass sie wegen dem Kopftuch nicht angenommen wird. Man sagt ihr: ›Gerne würden wir Sie nehmen, aber mit dem Kopftuch geht es nicht. Wenn sie es ablegen, dann können sie sofort beginnen.‹ Oh mein Gott!«

Durch die aktuellen Debatten über das Kopftuch sieht Emin den Zukunftschancen der Muslime in Deutschland nicht optimistisch entgegen. Vor diesem Hintergrund hat er sich vom Bundesverfassungsgericht über das Kopftuch ein deutliches Urteil erhofft. Das Urteil hat jedoch seinen Pessimismus über die Zukunftschancen der Muslime bekräftigt. Dass die Ängste muslimischer Frauen, die beispielsweise für ein Lehramt studieren, von den zuständigen Personen nicht zur Kenntnis genommen werden, frustriert ihn sehr.

Emin verlangt speziell für muslimische Jugendliche Beratungsstellen, wo praktizierende und qualifizierte Muslime eingesetzt werden sollen, denn solche Personen könnten nach seiner Meinung zu muslimischen Jugendlichen eine bessere Vertrauensbasis aufbauen. Von den muslimischen Organisationen verlangt er, dass sie muslimische Pädagogen und Psychologen anwerben, die sich mit der Problemlage der Muslime in Deutschland professionell auseinandersetzen. Dabei wünscht er sich eine finanzielle Unterstützung seitens des Staates und der Kommunen für muslimische Organisationen. Dass von Muslimen die Achtung der Gesetze ersucht wird, hält er für berechtigt und wichtig, aber gleichzeitig erwartet er, dass die Muslime gleichberechtigt behandelt werden – wie es das Grundgesetz

vorschreibt. Er fordert alle Muslime und muslimischen Organisationen dazu auf, nachdrücklich deutlich zu machen, dass sie zu dieser Gesellschaft gehören, und auch dazu, den Vorwürfen mancher Medien und Parteien entgegenzutreten.

5.1.2 Dimensionen der Religiosität

5.1.2.1 Die Dimension des Glaubens

Allah ist für Emin der Schöpfer, der absolut gerecht und barmherzig alles erschaffen und ihm alles gegeben hat sowie mit dessen Gnade er auf dieser Erde lebt. Im Jenseits erhofft er sich, vertrauend auf Gottes Gnade, ein glückliches Leben im Paradies.

»Also, ich habe mir gestern im Fernsehen einen Film angesehen. Dieser Film war von einem nicht muslimischen Medizinwissenschaftler. Diese haben auch Verse aus dem Koran zitiert und haben auch Aussagen aus dem Koran betrachtet und stellten fest, dass der Islam mit der Wissenschaft, ja mit der modernen Wissenschaft in vieler Hinsicht im Einklang sei. Durch die Wissenschaft wird mein Glaube auch bestätigt und gestärkt. Ich habe die Allmacht meines Schöpfers ebenfalls durch die Wissenschaft bestätigt bekommen.«

Der Koran ist nach Emin's Auffassung Gottes Wort, demzufolge enthält der Koran die Wahrheit. Er bezeugt die Wahrheit des Korans, indem er auf die heutige Wissenschaft hinweist:

»Man braucht einmal die Natur sich anzuschauen, wie das Universum so funktioniert: die Tierwelt, die Pflanzenwelt; alles deutet darauf, dass der Koran die Wahrheit ist, denn im Koran stehen ja solche Sachen, die von der Wissenschaft seit einigen Jahren entdeckt werden. Ich bin mir ganz sicher, dass nach und nach die Wahrheit des Koran von vielen erkannt werden wird.«

Für ihn ist der Koran keineswegs veränderungsbedürftig, denn er ist zu jeder Zeit aktuell.

»Ich habe ja gerade ein Beispiel von den Medizinern gegeben. Der Koran besteht seit über 1400 Jahren. Wenn dort eine wichtige Wissenschaft – und das ist nur ein winziges Beispiel – und wenn damals ein so wichtiger Wissenschaftsbereich so richtig und klar zum Ausdruck gebracht wurde, wie kann man dann sagen, dass der Koran veraltet ist? Nur, die Menschen sollten sich mehr Mühe geben, den Koran richtig zu verstehen, und nicht in ihrem Sinne ihn interpretieren, nicht einzelne Verse aus dem Kontext herausreißen. Das wird ja heute auf der ganzen Welt gemacht, sogar bewusst. Und das ist schrecklich: Nichtmuslime wie Muslime machen so etwas!«

Der Glaube an die Wiederauferstehung nach dem Tod ist für Emin weitreichend, denn der Glaube an den Jüngsten Tag lenkt sein Leben auch auf dieser Erde. Mit der Erwartung, dass er über seine Taten im Jenseits vor dem einzigen Gott Rechenschaft ablegen und nur Gott allein entscheiden wird, ob er ins Paradies oder in die Hölle komme, sieht er den Glauben als eine »innere Polizei« an, die ihn bewacht und vor Sünden und Fehlern behütet.

»Deshalb schade ich ja auch keinem Menschen; wenn, dann entschuldige ich mich sofort. Ich klaue oder lüge nicht.«

5.1.2.2 Die Dimension der religiösen Praxis

Seitdem er die fünf täglichen Gebete verrichtet, kann er sich ein Leben ohne Gebete nicht mehr vorstellen. Freilich hatte er früher mit diesen einigen Schwierigkeiten. Heute zieht er fortwährend Nutzen für sein Leben aus seinen Gebeten.

»Ich ziehe davon einen Nutzen, ja, ich ziehe davon einen Nutzen, dass ich mich damit geistig reinigen kann, dass man die Nähe zu Allah erreicht. Im Gebet kann man für den Glauben ein klares Bewusstsein entwickeln. Denn nach dem Gebet fühle ich mich so ganz toll, so ausgeglichen und ich fühle mich rein. Schwierig, das in Worten zu fassen. Man muss es erlebt haben.«

Gebete sind für ihn wie »ein Stück Kommunikation mit Allah, um ihn vielleicht zu erkennen«. Er sieht in dem Gebet auch das Erzieherische, denn nach den Gebeten wird er nachdenklicher und selbstkritisch. Er hinterfragt seine Verhaltensweisen und Umgangsformen sowie die zwischenmenschlichen Beziehungen.

»Wenn ich über einen Menschen schlecht gedacht habe, dann ist nach dem Gebet alles vorbei, dann denke ich also klar. ›Ey, schau mal, du wirst auf dieser Erde nicht ewig leben und du wirst bald Rechenschaft vor Allah ablegen. Lohnt es sich, was du machst, lohnt es sich Menschen zu verletzen, Sünden zu machen?««

Eine hohe Priorität für das Gebet entwickelte Emin, als er sich entschlossen hatte, seinen Glauben bewusster zu praktizieren. Ohne seine Gebete fühlt er sich nicht ganz wohl. Daher fordert er Achtung für das islamische Gebet.

»[I]ch würde mich einfach schuldig fühlen und unwohl fühlen und deshalb dann auch nicht die Arbeit leisten, die von mir verlangt wird. Ja, ja, das ist so, wie bei den Rauchern. Ja, dann sagt man, wenn sie nicht rauchen, dann sind sie psychisch belastet und so und dann sind sie nicht 100 Prozent arbeitsfähig, sie brauchen das. Die

Sache schadet erst einmal ihnen und den Passivrauchern, also seinen Mitmenschen. Keiner hat einen Nutzen davon. Es schadet auch der Umwelt, ja, die ganze Umwelt wird beschmutzt. Das wird toleriert. Mein Gebet schadet keinem, in keiner Weise. Bringt man ihm wenigstens genauso viel Toleranz entgegen?«

Das Fasten im Monat Ramadan findet Emin ebenfalls ausgezeichnet. Erstmals gefastet hat er, als er nicht dazu verpflichtet war. Inzwischen kann er sich nicht mehr vorstellen, ohne das Ramadanfasten zu leben. Im Monat Ramadan sei die muslimische Gemeinschaft mit ihren Organisationen bei spielloß unternehmend und wohltätig. Das wünscht er sich für die anderen Monate genauso.

Zum Thema Heirat meint Emin: Eine standesamtliche und eine islamische Trauung schließen einander nicht aus, sie ergänzen sich. Zusätzlich sei die islamische entscheidend, weil er sich dadurch ein stabileres Familienbündnis erhofft.

»Man sieht ja leider, dass in der Gesellschaft so viele Beziehungen scheitern, viele gehen auch fremd, wechseln häufig ihre Partner, Kinder werden außerehelich auf die Welt gesetzt. Der Vater lässt die Mutter allein zurück, weil er denkt, er sei für nichts verpflichtet und das ist ja für die Gesellschaft auf Dauer gesehen sehr schädigend. Es gibt heutzutage so viele Kinder, die wachsen auf, ohne Mama, ohne Papa. Ich finde es sehr traurig, weil, ich eine enge Beziehung zu meinen Eltern habe, während viele Kinder durch diesen verlebten Spaß des Mannes beziehungsweise der Frau leiden müssen. Die islamische Trauung hilft einem Muslim auch hier ab.«

Emin betonte dezidiert die positive Wirkung des Islam auf sein Leben.

»Gut, dass der Islam auf mein Alltagsleben einen Einfluss hat, sonst wäre mein Leben vielleicht nicht so friedlich und frei von Drogen, Gewalt oder anderen Sachen. Ich faste, ich bete, ich klaue nicht, ich töte keine Menschen, weil alles im Islam verboten ist. Ich darf keinem Unrecht tun. Ich darf keinen verletzen, keinem das Herz brechen. Zu jedem muss ich mich gerecht und aufrichtig verhalten. Es spielt für mich keine Rolle, wer diese Person ist. Es ist egal, ob er Muslim oder Nichtmuslim ist, ob er mein Chef ist oder mein Arbeiter, es kann ein Kind oder eine Frau sein. Gerade Frauen schätzt ich sehr, weil sie ja im Islam eine sehr herausragende Stellung genießen. Für all dies hat der Islam auf mein alltägliches Verhalten einen entscheidenden Einfluss.«

Momentan fänden sich allerdings mehr schlechte als tadellose Vorbilder. Gerade die Jugendlichen litteten unter diesem Phänomen. Der Islam aber hält ihn von solchen tadelnswerten Verhaltensweisen fern. Durch seinen Jenseitsglauben behält er immer im Bewusstsein, dass sein Leben auf dieser Erde vergänglich ist und er für alle seine Taten vor Gott Rechenschaft ablegen wird. Dies macht ihn zu einem geduldigen Menschen. Seine schu-

lischen und beruflichen Erfolge verdankt er dem Islam und seinen ethischen Normen wie Bildung, ehrliches Geldverdienen, Hilfsbereitschaft, Großzügigkeit und vorbildliche soziale Beziehungen.

»Gott sei Dank! Durch den Islam habe ich diesen Erfolg, dass ich die Schule gut abgeschlossen habe, meine Ausbildung erfolgreich beendet habe, keinen Stress mit meiner Arbeitsgeberin habe, keinen Stress mit meinen Lehrern hatte.«

5.1.2.3 Die Dimension der religiösen Erfahrungen

»Wie soll man überhaupt auf dieser Welt in Ruhe leben, wenn man auf seine irdischen Fragen keine Antworten haben würde. Und Religion gibt uns eben diese Antworten.«

Der Islam erzieht ihn in jeder Hinsicht positiv und führt ihn dem wahren Frieden zu. Durch den Islam hat er auf seine Fragen logische Antworten erhalten, durch die er weiß, wann und warum etwas getan werden soll und was ihn im jenseitigen Leben erwartet. Die religiösen Aussagen und Normen sind für ihn von großer Bedeutung, weil er dadurch eine Richtlinie erhält, wie er sich zu verhalten hat, damit er im Jenseits von Gott mit dem Paradies belohnt wird.

»Denn, wie soll man zum Beispiel Fußball spielen, wenn man die Regeln nicht kennt. Man würde verrückt werden, ohne die Spielregeln zu spielen. Man weiß dann nicht, wie und wohin ich zum Beispiel die Tore schieße. Der Islam lehrt mir also die weltlichen und jenseitigen Spielregeln. Er sagt mir: >Gebe den Armen von deinem Besitz, den dir Gott gegeben hat, ab. Sei nicht zornig, ehre deine Eltern und ältere Menschen, liebe die Kleinen.«

Eine Religion ist dann für ihn eine Religion, wenn sie zu jeder Lebenslage und -zeit auf jedermann zugeschnitten ist. Für ihn sollte eine Religion auf die menschlichen Bedürfnisse eingehen und den Menschen eine Orientierung sein.

»Da fällt mir ein Beispiel ein. Meine Oma ist vor nicht langer Zeit gestorben. Wenn man eine Person sehr liebt und sie verliert, dann verfällt man sehr leicht in Depressionen. Heute sind ja die Psychologen mit Menschen überhäuft. Unser Prophet Muhammed empfiehlt uns dann immer, wenn ein Mensch verstirbt, dass wir dann versuchen, daraus eine Lehre für unser Leben zu ziehen, um darin Standhaftigkeit zu wahren und für diese Person zu beten und über den Tod nachzudenken. Denn man kann weder sich noch den Hinterbliebenen helfen. Das ist dann sinnlos und der Islam zeigt den Menschen, wie man auch mit solchen schwierigen Lebenssituationen fertig wird.«

Für den Islam hat er sich bewusst entschieden, da dieser seine Erwartungen gänzlich erfüllt. Er liest im Koran und in der Sunna nach, um für seine Fragen Antworten zu erhalten. Falls er in diesen primären islamischen Quellen keine Antworten findet, schaut er, was die islamischen Gelehrten zu diesem Thema sagen. Neben diesen Quellen studiert er in Streitfragen auch die Ergebnisse nicht muslimischer Wissenschaftler, um zu einer Urteilsbildung zu kommen. Zu diesem Kreis zählt Emin auch ältere Menschen, weil diese durch Gott mit Weisheit und Erfahrung ausgestattet worden seien.

5.1.2.4 Die Dimension des religiösen Wissens

Er ist mit seinem momentanen Wissensstand über den Islam keineswegs zufrieden und unterstreicht seine große Bereitschaft, zumindest die Grundsätze zu erlernen. Zielbewusst strebt er danach, seine Unwissenheit über den Islam zu dezimieren. Deswegen hat er sich entschieden, ein Studium der islamischen Theologie in der Türkei aufzunehmen. Dadurch erhofft er sich »von der Quelle aus den Islam zu lernen und sich mit diesem Glauben richtig und intensiv auseinanderzusetzen«. Er betont während des Gesprächs mehrmals, dass diese »Wissenslücke« über seinen Glauben für ihn eine »große Wunde im Herzen« ist. Er beklagt sich, dass er in Deutschland, wo er geboren ist und sich obendrein zu Hause fühlt, nicht die Gelegenheit erhält, den Islam »von der Quelle aus« zu studieren. Zudem ist er auch unglücklich, dass er diese Möglichkeit weder in der Schule noch in den muslimischen Einrichtungen bekommen hat.

Bestimmt äußert er großes Interesse an religiösen Weiterbildungsmöglichkeiten und skizziert die Absicht, sich nach Beendigung seines islamwissenschaftlichen Studiums für solche Projekte in Deutschland außerordentlich einzusetzen. Emin kritisiert auch die Entwicklung, dass Religion in dieser Gesellschaft in wachsendem Maße ins Abseits verdrängt wird, und beanstandet, dass religiöse Themen in der Schule nahezu keine Gel tung mehr haben.

»Wir Jugendlichen haben nicht die Möglichkeit, über solche Themen offen zu sprechen, auch in der Schule hatten wir kaum solche Themen; wenn, dann nur über die möglichen Gefahren, die angeblich von dem Islam hervorgehen sollen, und darüber, dass Religion sehr unmodern ist. Religiöse Weiterbildung ist sehr wichtig, weil wir sehr, sehr viele Fragen haben. Wir brauchen Orte und Leute, die uns unsere Fragen in Ruhe beantworten und uns helfen, unseren Glauben richtig zu lernen. Wir sollten mit Respekt und Liebe uns Religionen zuwenden, zumindest den gläubigen Jugendlichen Respekt zollen.«

Um seinen »Wissensdurst« nach dem Islam zu stillen, versucht er, an religiösen Veranstaltungen teilzunehmen und die Darstellungen und Berichte

über den Islam (oder allgemein über religiöse Themen) in den Medien zu verfolgen. Hierbei beanstandet er, dass die Medienberichterstattung über den Islam und die Muslime durchweg negativ ist.

»Sie werfen dem Islam und den Muslimen vor, dass der Islam und die Muslimen sehr intolerant sind und Vorurteile haben. Aber gleichzeitig treten sie mit einer Arroganz und Intoleranz und Hass auf, die keiner überbieten kann. Noch schrecklicher ist es, dass sich keiner dagegen wehrt und die Behörden oder Politiker nichts dagegen unternehmen. Auch sie spielen mit, dass über Islam gelogen und ein Feindbild aufgebaut wird. Wozu das denn? Kann man hier nicht differenzieren? Warum müssen wir Muslimen in Deutschland für alles geradestehen, was in den arabischen Ländern oder in Asien einige politische und ideologische Menschen machen?«

5.1.2.5 Die Dimension der Konsequenzen aus religiösen Überzeugungen

Emin bezeichnet es als Gottes Wille, die Kinder nach den Geboten des Korans und der Sunna zu erziehen. Im Jenseits ist auch über eine gelungene bzw. misslungene Kindeserziehung genauso Rechenschaft abzulegen wie über andere Taten. Jeder Muslim sei verpflichtet, seine Kinder tugendhaft zu erziehen.

An das islamische Verbot des vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehrs fühlt er sich widerspruchlos verbunden, da er in diesem Verbot für die Gesellschaft und damit auch für sich selbst überwiegend Vorteile und keine Nachteile sieht. Er kommentiert seine Auffassung mit Episoden aus seiner Schulzeit.

»Ich weiß von meiner Oberschulzeit, da hatten wir ein Mädchen in der Klasse und sie war mit 15 schwanger. Sie lief mit so einem Bauch herum und dann hört sie, dass ihr Freund sie verlassen hat. Sie musste allein für das Kind sorgen und die Familie hat sie auch nicht unterstützt. Also, das sind so ganz große Probleme. Erstens, dieses Mädchen ist selbst noch ein Kind und hat noch nicht eine vollendete Erziehung genossen, wie soll sie ihr Kind erziehen? Wie soll es denn weitergehen? Es gibt so viele unglückliche Menschen. Ich halte mich auf jeden Fall an dieses Verbot, denn es ist für mich sehr schlecht und unverantwortlich, vor der Ehe intime Sachen zu machen, wo ich mir und dem Mädchen schade. Wenn ein Kind auf die Welt kommt, so soll es auch eine glückliche und stabile Familie haben. Was hindert uns, bis zur Ehe anständig zu leben?«

Er wünscht sich eine Muslima zur Ehefrau, die gleichfalls praktizierend ist wie er selbst, weil er in der Kindeserziehung den Islam im Ganzen vermitteln möchte. Für ihn ist es bedeutsam, dass in der Kindeserziehung Ehemann und Ehefrau gemeinsam agieren.

Protest erhebt er gegen Behauptungen, der Islam steht einer Integration muslimischer Migranten in diese Gesellschaft entgegen.

»Nein, natürlich nicht! Ich meine, dass sind doch alles Punkte, die zur Integration beitragen, die ich eben erwähnt habe. Wieso soll der Islam ein Hindernis darstellen? Der Islam will doch nur Gutes für jeden, auch für Nichtmuslime. Denn die Gesellschaft besteht ja aus unterschiedlichen Menschen mit unterschiedlicher Herkunft, Kultur, Religion.«

Er pointiert, dass der Islam vielmehr eine Integration in diese Gesellschaft fördert.

»Der Islam unterstützt gerade uns Jugendliche, uns in diese Gesellschaft besser zu integrieren. Der Islam schreibt uns vor, uns zu bilden, die Sprache des Landes zu lernen und zu allen aufrichtig zu sein. Und wenn man diese Richtlinien des Islam bewusst lebt, dann ist man mit der Gesellschaft und nicht gegen diese Gesellschaft.«

Emin ist der Auffassung, dass er sich durch den Islam in diese Gesellschaft besser integriert habe als andere, die den Islam nicht praktizieren.

Islam und Demokratie widersprechen sich nicht, meint er. Der Islam unterstreiche die Grundprinzipien der Demokratie wie die Freiheit individueller Entscheidungen und Handlungen sowie individuelle Verantwortung, die individuelle Gleichheit vor Recht und Gesetz, Minderheiten- schutz usw. Andere Auffassungen, die den Islam mit der Demokratie nicht in Harmonie sehen, missbilligt er. Er geht sogar weiter:

»Ich denke daher, dass der Islam vielleicht am demokratischsten unter den vorhandenen Weltanschauungen ist.«

In diesem Zusammenhang kann er freilich nicht verstehen, auf welcher Grundlage gewisse Politiker und Medien ihre Anklagen stützen, der Islam würde Gewalt gegenüber Menschen billigen oder den Krieg als heilig einstufen.

»Ich finde dieses nicht korrekt. Denn die islamischen Gelehrten, mit denen ich in Dialog getreten bin, haben mir nie gesagt, dass ich als Muslim kämpfen soll gegen Nichtmuslime. Die haben mir gesagt, dass *Dschihad* tatsächlich stattgefunden hat in der Geschichte, aber weil man angegriffen wurde, also man hatte die Muslime unterdrückt und auch ihre Länder angegriffen. Aber – ich sehe gerade in Deutschland heute keinen Grund dafür.«

Erregt schaudert er, dass einige zentrale Begriffe wie etwa *Dschihad* verfälscht ins Deutsche übersetzt werden.

»*Dschihad* heißt >sich anstrengen im Glauben<, dass man eben versucht, ein vorbildliches Leben zu führen. Auch meine Arbeit oder mein Studium oder Menschen zu helfen ist *Dschihad*. Mit Menschen ständig im Dialog zu sein, ja gerecht und vorbildlich zu leben, ist *Dschihad*. Das ist der richtige und alleinig durch den Islam akzeptierte *Dschihad*.«

Alle Menschen, ob Muslime oder Nichtmuslime, sind für ihn Geschöpfe Gottes und dadurch gleich zu behandeln, wie es der Islam verlange. Für Emin wäre eine Benachteiligung des Menschen aufgrund seiner Religion, Hautfarbe oder Sprache eine Sünde, die von Gott nicht vergeben wird, bevor der Betroffene nicht vergibt.

»[A]lso angenommen, ich bin ein Richter und vor mir sitzen ein Muslim und ein Nichtmuslim, und ich muss urteilen, dann ist es für mich nicht selbstverständlich, dass ich mich für den Muslim entscheide, also für ihn spreche. Wenn ich weiß, der Nichtmuslim ist im Recht und ich habe trotzdem für den Muslim geurteilt, dann begehe ich eine große Sünde, weil ich dem anderen Menschen sein Recht gestohlen habe. Deshalb kann ich niemals zwischen Menschen Unterschiede machen. Gerade hier ist der Islam wirklich sehr streng. Der Islam verlangt von uns, aufrichtig und gerecht zu sein.«

5.1.2.6 Einstellung und Bindung an Moschee und Imame

Emin kennt sich in der Landschaft muslimischer Organisationen in Berlin einigermaßen aus. Nicht der Träger der von ihm besuchten Moschee, sondern das Gebet ist für ihn ausschlaggebend. In einem türkisch-islamischen Moscheeverein ist er Mitglied und arbeitet dort ehrenamtlich mit. Nach ihm sollte man zwischen nationalen Vereinen, wie den türkischen oder arabischen, sowie den muslimischen Vereinen unterscheiden. Augenfällig gibt es für ihn Organisationen, die bestimmte Ideologien verfechten und zugleich vom Islam Gebrauch machen, um sich unter der muslimischen Gemeinschaft zu profilieren. Emin befürwortet nur die Organisation, die »wirklich islamisch heißt und ist. Sie sollen in ihrer Arbeit den wahren Islam in den Vordergrund stellen und auch danach handeln. Weder Rasse noch Nationalität darf in den Vordergrund, sondern der Glaube«.

Er verwahrt sich dagegen, Moscheen zu kategorisieren. Er ist von den Moscheen angetan, die sich ehrenamtlich und mit knappen finanziellen Ressourcen um die Belange der Muslime sorgen. Folglich heißt er die Darstellung mancher Medien und Personen über die Moscheen und muslimischen Einrichtungen nicht gut. Zwar gebe es Plätze, wo beispielsweise für Parteien in der Türkei geworben und ihre Weltanschauung vermittelt wird, aber gegen solche Propaganda fühlt er sich immun.

»Ich besuche eben Moscheen, die in meiner Wohnungsnähe sich befinden oder

wenn ich unterwegs bin, suche ich die nächste Moschee auf. Ich habe nicht die Bedenken, die in den Medien häufig vermittelt werden. Auch habe ich bisher in diesen muslimischen Einrichtungen nicht erlebt, dass wir zur Gewalt oder etwas Schlechtem aufgerufen würden. Wenn aber Politik gemacht wird, da höre ich nicht hin und mache auch nicht mit. Für so etwas stehe ich definitiv nicht zur Verfügung.«

Überdies unterstreicht er, dass er grundsätzlich alle kategorisch ablehnt, die sich nicht an islamischen Grundsätzen orientieren, Gewalt und Separation befürworten oder nationalistische Ideen haben. Als Musterbild für seine Ablehnung führt er die Gruppe um den umstrittenen »Kaplan« an, bekannt als »Kalif von Köln«.

Emin bemängelt, dass zwischen Muslimen und Nichtmuslimen kein organisierter Dialog stattfindet, und nimmt hierbei auch die muslimischen Organisationen in die Pflicht. Um diese desolate Lage zu verändern, hat er mit seiner Nachbarin eine Kindergruppe in der Moschee gegründet. Dort werden Kinder und Jugendliche in grundlegende Themen des Islam eingeführt und für einen interreligiösen Austausch weitergebildet. Nichtmuslime, die aus- und nachdrücklich eingeladen worden seien, blieben bislang aus.

Seine Einstellungen zu muslimischen Organisationen fasst er zusammen, indem er sich Organisationen wünscht, die für jedermann offen sind und die untereinander kooperieren. Des Weiteren wünscht er sich, dass die Hauptsprache in diesen Organisationen Deutsch sei, damit die Muslime unterschiedlicher Herkunftssprache zusammenkommen und damit ihre Aktivitäten von jedermann in Anspruch genommen werden können. Ausgrenzungen dürfe es unter Muslimen nicht geben. Die muslimischen Organisationen sollten muslimischen Jugendlichen durch Berufsberatung Perspektiven geben und vermitteln sowie gesellschaftliche Themen – wie Erziehung und Bildung – in Gesprächsrunden aufgreifen. Unentbehrlich sei, dass die muslimischen Organisationen sich mit dem Islam gut auskennen, den Koran und die Sunna beachten und sich von Politik, Ideologien oder Ideologien fernhalten. Ihn stimmt die Entwicklung seit einigen Jahren hoffnungsvoll und er ist davon überzeugt, dass durch den Generationswechsel in den muslimischen Organisationen für die muslimische Gemeinschaft vieles besser werden wird.

Er ist in seiner Moschee sehr aktiv und unterstützt die organisatorische Arbeit der Moscheegemeinde. Älteren hilft er mit Übersetzerarbeiten aus. Das Freitagsgebet in einer Moschee empfindet er als imposant. Sehr fatal sei es jedoch, dass er aufgrund seiner Arbeit nicht regelmäßig an dem Freitagsgebet teilhaben kann.

»Gerade freitags ist die Moschee sehr voll und dort herrscht eine feierliche Stimmung. Leider wird in diesem Land auf unseren Freitag nicht genügend Rücksicht genommen, sodass viele nicht zum Gebet kommen können. Ich finde es sehr trau-

rig, wenn ich mal nicht am Freitagsgebet teilnehmen kann. Ich denke, dass auch die anderen Muslime, die nicht kommen können, weil sie in die Schule gehen oder arbeiten müssen, auch ziemlich unglücklich sind. Gerade weil man freitags die Möglichkeit bekommt, etwas durch die *Hutba* [Freitagspredigt, H.Ö.] über seine Religion zu hören. Sonst haben wir Muslime keine Möglichkeit, uns mit unserem Glauben auseinanderzusetzen. Es macht mir wirklich viel Spaß. Ich fühle mich sehr geborgen dort und lerne sehr vieles. Hier kann ich auch viele Menschen kennenlernen, Deutsche, Araber, Polen, Chinesen und andere. Wenn Diskussionen und interreligiöse Veranstaltungen stattfinden, dann gehe ich gerne hin.«

Für Emin ist Bildung die wichtigste Aufgabe einer Moschee. Er verlangt von den Moscheegemeinden, die Moschee nicht nur auf die Gebetsmöglichkeiten zu reduzieren, sondern intensiv Bildungsarbeit für muslimische Jugendliche und Erwachsene anzubieten. Die Moscheegemeinden erfüllen seiner Meinung nach nicht immer ihre Aufgaben.

»Die bieten keinen Unterricht an, die haben keinen Plan, die machen es nur willkürlich, sie haben keine Strukturen. Manche sagen auch, ich unterrichte nicht unter zehn Schüler. Ich wollte einen Arabischkurs machen, um meinen Glauben noch besser verstehen zu können. Ich habe mit einem Imam geredet, der in Ägypten studiert hat. Er war sehr kompetent, er war sehr sympathisch, und ich habe ihn gefragt, ob wir gemeinsam Arabischunterricht machen können. Aber er sagte: ›Nein, weil es zu wenige Schüler gibt.‹«

Emin wünscht sich von den Moscheegemeinden vorbereitete und strukturierte Bildungsangebote in deutscher Sprache über den Islam, die für jedermann offen stehen sollten, auch für nicht muslimische Interessierte.

»Wenn ich mal einen deutschen Freund mit in die Moschee mitnehmen möchte, um ihm einfach zu zeigen, was Islam bedeutet, konnte ich ihn nicht mitnehmen, weil dort nicht Deutsch gesprochen wurde. Wenn ich ihn doch mitgenommen hätte, dann wäre es ihm ja langweilig. Er würde doch nichts verstehen oder ich müsste es ihm übersetzen.«

Emin fordert von den Imamen, die Propheten und ihre Gefährten zum Vorbild zu nehmen, um selbst als Vorbilder in der Gesellschaft ernsthaft zu dienen.

»Sie sollen aktiv sein und sie sollen nicht nur zu den Gebetszeiten in der Moschee erscheinen. Ein Imam soll auch außerhalb der Gebetszeiten in der Moschee präsent sein. Also – heutzutage wird es auch falsch verstanden. Ein Imam hat nicht nur die Aufgabe, in die Moschee zu kommen, um das Gebet zu leiten, es ist nur ein Teil seiner Aufgabe. Also, gerade solche Leute, die diese Bildung genossen haben, sollten sie auch weitergeben. Sie sollten sich auch im sozialen Bereich einsetzen und viel

tun, an Diskussionen teilnehmen und sich weiterbilden, also für uns ein Vorbild sein. Es reicht wirklich nicht, dass er nur das Gebet leitet und etwas aus dem Koran vorliest.«

Solange diese Imame ihrer Vorbildfunktion nicht nachkommen, könnten sie seine Lebensweise und Lebenseinstellungen nicht beeinflussen. Er be- anstandet die Ausbildung der Imame und neben den mangelnden deut- schen Sprachkenntnissen auch die Rekrutierung der Imame aus dem Aus- land. Eben diese Situation erschwere die Kommunikation zwischen dem Imam und den Jugendlichen.

»Ein Imam muss jeden ansprechen können, er muss die deutsche Sprache können, selbst die arabische Sprache beherrschen viele nicht. Er kommt aus dem Ausland, er ist hier fremd, er kennt nicht die Probleme der Erwachsenen, was sie hier in Deutschland erlebt haben, er kennt nicht die Probleme der Jugendlichen, er hat sei- ne Erziehung und Bildung in einem fremden Land bekommen und kennt nicht die Gegebenheiten hier. Selbst die Jugendlichen in der Türkei leben und denken ganz anders als die Jugendlichen hier in Deutschland. Wie soll jetzt der Imam, der aus der Türkei kommt, diesen Jugendlichen helfen. Es ist zu theoretisch für uns. Ob- wohl der Imam es gut meint, aber er drückt sich nicht verständlich aus und er findet nicht die Sprache, die uns Jugendliche anziehen würde. Deshalb muss er sich wei- terbilden und die Gegebenheiten hier kennenlernen, damit er die Jugendlichen mo- tivieren kann, einen guten schulischen Abschluss zu machen, sich eine Ausbildung vorzunehmen oder zu studieren. Also: Er soll den Jugendlichen das klar machen.«

Seine frühere Teilnahme am Koranunterricht in einer Moschee war kurz- fristiger Natur. Retrospektiv bemerkt er, dass solche Kurse keineswegs für die religiöse Bildung muslimischer Jugendlicher ausreichen, weil in diesen Kursen lediglich das Erlernen der arabischen Buchstaben zum Rezitieren des Korans und oberflächliche Auskünfte über einige Bereiche des Islam vermittelt werden. Deswegen fordert Emin einen professionellen Islamun- terricht in den öffentlichen Schulen, damit die muslimischen Kinder und Jugendlichen ihre Religion bewusst sachlich und strukturiert präsentiert bekommen.

5.2 Kenan – »Ohne Religion würde es auf dieser Erde Chaos geben.«

Zur Interviewsituation

Ich betrat an einem Samstagnachmittag eine türkische Bar, um dort Aus- schau nach interessierten Jugendlichen zu halten. Als ich dem Barkeeper mein Anliegen darstellte, kam ein junger Mann namens Kenan auf mich

zu und lud mich an seinen Tisch. Dies kam mir sehr gelegen. In einer gemütlichen Sitzecke, wo sich noch weitere zehn befreundete Jugendliche versammelt hatten, nahm ich Platz. Zum Abschied fragte ich sie, wer für ein intensiveres wissenschaftlich motiviertes Einzelgespräch bereit sei. Kenan willigte ein. Wir verabredeten uns zu einer späteren Zusammenkunft in dieser Bar.

5.2.1 Wer ist Kenan?

Kenan, ein 19-jähriger Jugendlicher türkischer Herkunft, wurde in Berlin geboren. Seine Großeltern kamen vor 35 Jahren aus der Türkei nach Deutschland. Sein Vater und seine Mutter sind in der Türkei zur Welt gekommen. Kenan hat vor über zwei Jahren die Gesamtschule mit einem einfachen Hauptschulabschluss verlassen und sucht seither nach einem Ausbildungsplatz. Er hat einige Lehrgänge, vermittelt durch die Agentur für Arbeit, abgebrochen.

»Ich gehe hin und wir haben nur Papier ausgefüllt, bisschen gemalt, Computer benutzt und so. Echt gelangweilt! Dort hat man uns wie doofe Menschen behandelt, die haben uns angeschrien und so. Ich habe es dort nicht ausgehalten, entweder musste ich zurückschreien und mich mit ihnen streiten oder eben weggehen. Das habe ich auch gemacht. Einmal hat mir mein Sozialkundelehrer eine Fünf gegeben, weil ich gesagt habe: ›Ich möchte nicht, dass meine Kinder später schwul werden.‹ Er schrie mich an und sagte, ich soll Toleranz lernen. Ich habe ihn nicht verstanden. Er hat uns gefragt, ob wir es uns vorstellen könnten, dass unsere Kinder später homosexuell werden können. Ich sagte: ›Nein!‹ und er schreit mich an und gibt mir eine Fünf. Ich habe mich beschwert, aber der Lehrer hat dann gesagt, dass ich über die Schwulen Witze gemacht haben soll und er mich deshalb angeschrien hat. Und die Fünf, weil ich nicht mitgemacht habe. Der Schulleiter hat ihm natürlich geglaubt. Ich habe mich dann abgemeldet. Die haben mir mein Leben versaut, diese Schweine! [...] Was soll ich noch machen? Jetzt suche ich nach einem Job, einen Ausbildungsplatz werde ich sowieso nicht mehr finden. Arbeitsamt hilft sowieso nicht, wenn, dann nur den Deutschen.«

Kenan hat die deutsche Staatsbürgerschaft beantragt, bekommt sie jedoch nicht, weil er nicht erwerbstätig ist.

Das Verhältnis zu seinen Eltern bezeichnet er als »so lala«. Aufgrund seiner gegenwärtigen Situation ist es angespannt, zumal er arbeitslos und damit von ihnen Eltern abhängig ist. Mittlerweile ist sein Vater ebenfalls arbeitslos geworden. Infolgedessen hat die Familie finanzielle Probleme. Vornehmlich sein Vater ist mit der derzeitigen Lebensweise von Kenan ganz und gar nicht zufrieden. Er möchte Kenans Arbeits- und Ziellosigkeit nicht länger akzeptieren, weshalb er ihm pausenlos Vorwürfe mache, während seine Mutter mit ihm behutsam umgeht, ihn sogar vor seinem Vater

in Schutz nimmt. Dies wiederum führt gewöhnlich zu Auseinandersetzungen zwischen seinen Eltern.

Kenan ist der Überzeugung, dass er sich erst mit 40 oder 50 Jahren dem Islam vollauf widmen werde. Fasten und andere religiöse Vorschriften, etwa das Schweinefleischverbot, hält er dennoch ein. Er meint, dass er noch genügend Zeit habe, weswegen er mit einigen islamischen Regeln nachlässig umgehe. Der Glaube an Allah und an den Islam sei dagegen gewissermaßen ausschlaggebend, dieser müsse bei Jugendlichen ebenso existent sein wie bei den Erwachsenen.

Er fordert von den Eltern, sie sollten ihren Kindern eine gewisse Freiheit lassen, sich also nicht beharrlich einmischen, denn die Jugendlichen nähmen ihre Eltern nicht mehr ernst und erheben sich gegen sie.

Seine Eltern geben nicht Acht darauf, ob er den religiösen Pflichten nachkommt oder nicht. Für seinen Vater ist lediglich grundsätzlich, dass Kenan sich nichts zu Schulden kommen lässt.

»Naja, also mein Vater sagt mir immer wieder, wenn die Polizei bei uns vorbeikommt oder ich ein Brief von der Polizei bekomme, dann kann ich mich in den Kanal schmeißen. Er wird mich rausschmeißen.«

Sein Vater und seine Mutter beten nicht regelmäßig. Lediglich im Ramadan, zum Festtagsgebet oder ab und zu auch am Donnerstagabend geht er selbst in die Moschee zum gemeinschaftlichen Gebet. Sonst hält er sich überwiegend in seinem türkischen Stammcafé auf. Falls Kenan im Alkoholrausch nach Hause kommt, drückt sein Vater seine Unzufriedenheit deutlich aus, gelegentlich kommt es auch zu handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen den beiden. Ob seine Eltern über eine Rückkehr in die Türkei nachdenken, vermag er überhaupt nicht zu sagen, weil zu Hause darüber bisher nicht gesprochen wurde. Er selbst möchte in Deutschland bleiben.

Kenan hat, wie er es selbst ausdrückt, verschiedene Freundeskreise. Emsig hatte er seit seinem 13. Lebensjahr in einem deutschen Sportverein Fußball gespielt, von dem er sich aus finanziellen Gründen vor einem Jahr trennen musste. Seitdem ist der Sport in seine Freizeit verlagert. Daneben geht Kenan mit seinen Freunden häufig in die türkische Bar oder in die offenen Jugendfreizeiteinrichtungen. Seit Kurzem hat er durch einen alten Schulfreund seine Vorliebe für das Theater entdeckt, sodass er seit einigen Wochen an den Proben einer Theatergruppe teilnimmt. Er zieht die offenen Jugendfreizeiteinrichtungen den muslimischen Vereinen vor.

»Also dort gibt es zu viel Kontrolle, du kannst nicht rauchen, oder was nehmen [Er meint »kiffen«, H.Ö.]. In dem Jugendfreizeitklub [gemeint: Jugendeinrichtungen in kommunaler Trägerschaft, H.Ö.] ist es besser. Da ist alles erlaubt. Die Sozialarbeiter gucken nicht hin. Wir können dort rauchen oder uns ›was‹ nehmen. Die Mädchen

können wir auch anmachen. Ich gehe nicht in Moscheen, denn da kann man nicht rauchen oder ›was‹ nehmen. Ich gehe lieber in den xxx Jugendfreizeitklub in der xxx Straße.«

Als Jugendlicher findet er das Leben als Muslim in Deutschland beengend.

»Als Muslim, als Muslim in Deutschland, na ja, das ist sehr eingeschränkt, man kann nicht vieles tun, weil im Islam vieles verboten ist. Und hier erlebt man überall gerade solche Sachen, also Alkohol, oder man muss häufig lügen. So etwas verbietet der Islam, aber man kommt immer wieder mit solchen Verboten in Berührung. Also von meiner Seite, also ich bin ›elhamdulillah‹ [Gott sei Dank, H.Ö.] Muslim, aber trotzdem tue ich manchmal auch [das Verbogene, H.Ö.], weil es in Deutschland anders nicht geht.«

Er habe Konflikte und Diskriminierung erfahren und werde als Türke ständig mit Gewaltambition wahrgenommen. Wenn in den kommunalen Jugendfreizeiteinrichtungen oder früher in der Schule ein Streit stattgefunden hat, dann wurden die türkischen Jugendlichen zuerst beschuldigt. Eben diese Konnotation von türkischen Jugendlichen mit Streitsucht findet er äußerst herabwürdigend.

»Also, wenn ich irgendwo reingehe, dann denken die: ›Aha, ein Türke! Jetzt gibt es wieder hier Streit!‹ oder: ›Er wird gleich wieder einem etwas abziehen oder wird gleich hier randalieren!‹ oder so.«

Es ist ihm unbegreiflich, warum die türkischen Jugendlichen mehrheitlich nur die Hauptschule besuchen. Ferner will er es nicht weiter hinnehmen, dass die türkischen Jugendlichen als unaufgeklärt und unbegabt aufgefasst werden.

»Gut, ich habe es nicht hoch geschafft, aber ich bin doch nicht doof. Keiner darf so über uns denken. Wenn mein Vater zu mir sagt: ›Du bist doof!‹, dann schreie ich ihn an und nehme das nicht hin. Wenn er nicht mein Vater wäre, dann hätte ich ihm eine runtergehauen. Wenn andere mir das sagen, oder mich schief angucken, dann kriegt er eine geballert.«

Daneben ist er höchst verärgert, dass die deutschen Jugendlichen sie ebenfalls als unbegabte und minderwertige Menschen ansähen.

»Also, zum Beispiel, wenn ich mit meinen Freunden Fußball spielen gehe und dort sind deutsche Jugendliche und wir sagen denen: ›Lass uns doch zusammen spielen!‹, dann sagen sie: ›Nee, wir wollen jetzt gehen.‹ Damit wollen sie uns sagen: ›Mit Türken spielen wir nicht, weil sie überhaupt nicht Fußball spielen können und

sie können so nicht richtig mitmachen.« Die denken, dass wir Türken nur schlagen können, also ›Hau den Lukas!«

Ein eminentes Problem Deutschlands sei, dass der Islam allein den Türken oder Arabern zugewiesen wird.

»Moslem ist anders, Türke, Araber ist anders. Ein Deutscher kann auch ein Moslem sein. Jeder kann ein Moslem sein, ein Franzose kann ein Moslem sein. Also wenn etwas Türken machen, soll man dann sagen: ›Türke!‹ und wenn Araber etwas machen, dann: ›Araber!‹, wenn Franzosen etwas machen, dann sagen: ›Franzose!‹ Aber ›Moslem‹ darf man nicht sagen. Mein erster Vorschlag ist, dass man eben das aus-einanderhält.«

Außerdem ist es ihm unergründlich, warum beispielsweise deutsche Politiker beharrlich einen gewissen Sprachgebrauch pflegen und die Muslime als gefährlich einschätzen.

»In der Politik, da sagt man: ›Islamische Länder wie Türkei ...‹. Das muss ja nicht sein. Es stimmt ja nicht. In Deutschland leben auch Moslems, man soll nicht trennen. Oder viele Politiker sagen: ›Ja, die Moslems sind gefährlich!‹ Es ist wirklich Scheiße, was sie machen. Ich finde es zum Kotzen, dass die immer wieder uns so beschimpfen. Sind das nicht auch unsere Politiker, vertreten sie nicht auch uns? Sind wir nicht auch Menschen? Warum machen die das so?«

Er erwartet gerade von den Politikern, rechtschaffen, offen und tolerant zu sein – auch Muslimen gegenüber. Die Debatte um das Kopftuch ist Kenan nicht einleuchtend und die Äußerungen mancher Politiker erscheinen ihm dubios.

»Und jetzt gibt es Streit wegen dem Kopftuch. Also ich finde es wirklich nicht gut, dass die Politiker sofort auf uns [ein]schlagen und sagen: ›Kopftuch ist gefährlich! Frauen, die Kopftuch tragen, werden unterdrückt!‹, und so. Für mich sind dann diese Politiker große Lügner, denn meine Mutter trägt auch ein Kopftuch. Sie wird bei uns weder gezwungen noch trägt sie das, weil mein Vater es so möchte, sondern sie trägt es, weil sie Allah liebt und eine gute Muslima sein möchte.«

Nicht schlüssig ist ihm vor allem, warum eine Lehrerin mit einem Kopftuch gefährlicher und missionarischer sein sollte als eine Lehrerin ohne Kopftuch.

»Auch lache ich sehr und sehe, wie diese Politiker uns anlügen, wenn die sagen: ›Ja, kopftuchtragende Lehrerinnen können die Schüler islamisch machen und würden die Schüler stören.‹ So ein Quatsch! Also ich würde mich überhaupt nicht gestört

fühlen und wegen einem Tuch werde ich nicht mehr Moslem. Es ist doch überhaupt nicht wichtig, ob meine Lehrerin ein Kopftuch trägt oder kein Kopftuch trägt. Lehrer sind Lehrer. Ich möchte von ihnen etwas lernen, sie sollen mir alles richtig erklären. Hauptsache: Sie bringen uns etwas bei. Der eine Lehrer hat mir eine Fünf gegeben, weil ich meine Meinung gesagt habe; er war selbst homosexuell. Er hat seine Auffassung auf mich gedrückt. Die machen es, dort macht keiner etwas. Oder: Die Lehrer machen sich lustig über Türken, Islam und so. Da wird auch nichts getan. Aber ein Kopftuch stört? Quatsch!«

5.2.2 Dimensionen der Religiosität

5.2.2.1 Die Dimension des Glaubens

Kenan fasst Allah als seinen Gott auf, der mit keinem Lebewesen zu vergleichen ist.

»Er hat viel Kraft und wird alle bestrafen, die schlecht waren. *Cennet* [Paradies, H.Ö.] bekommen die Guten.«

Der Koran enthält für ihn die Wahrheit und ist für ihn ebenso wie die Sunna weder veraltet noch unmodern. Er ist der Ansicht, dass einige *Ahadith* falsch ins Deutsche übersetzt und manche auch frei erfunden wurden.

Der Tod beschäftigt ihn nur beiläufig. Der Glaube an den Tod und ein ewiges Leben im Jenseits sind bei Kenan deutlich. Um zu den »guten Menschen« gehören und ins Paradies kommen zu können, will er spätestens im Alter von 40 oder 50 Jahren die islamischen Vorschriften ausnahmslos beachten.

5.2.2.2 Die Dimension der religiösen Praxis

Die fünf täglichen Gebete haben für ihn zwar eine enorme Bedeutung, aber im jungen Alter finde er nicht genug Willenskraft, regelmäßig diese Gebete einzuhalten. Es ist für ihn ermüdend, täglich zu fest vorgeschriebenen Zeiten zu beten und sich davor zu waschen.

Wenn Kenan Sorgen hat, dann ersucht er durch innerliche Bittgebete Gott um Hilfe. Ohne Gebete würde eine Religion auch funktionieren, weil die Religion nicht nur auf das Gebet zu reduzieren sei. Er meint, in der Religion seien Vorgaben, etwa der Glauben an Gott, das Arbeiten und Speiseregeln, wesentlich.

Zur Fastenzeit im Ramadan hat Kenan eine erstaunliche Beziehung. Mit viel Vergnügen fastet er im Ramadan, zumal durch das soziale Ereignis sich vieles innerhalb und außerhalb der Familie umstellt.

»Viele Besucher kommen, wir gehen Verwandte besuchen; gutes Essen und im Fernsehen kannst du schöne Filme gucken.«

All dies motiviert Kenan seit seinem 15. Lebensjahr, alljährlich diese Zeit fastend zu verbringen. Anders als sonst sucht er im Ramadan regelmäßig mit seinen Eltern oder Freunden die Moschee auf, um das Nachtgebet mit der Gemeinschaft zu verrichten.

»Ich faste seit meinem 15. Lebensjahr. Fasten ist schön und da ist viel Action drin. Leider habe ich diese Action nicht im Gebet, denn das Gebet fällt mir sehr schwer. Wo soll ich in der Schule beten? Die würden mich auslachen, wenn ich dort mich hinknie und bete. Man blamiert sich ja. Und wo sollte ich die Waschung machen? Aber Fasten sieht ja keiner, denn man muss ja nicht immer essen. Aber Ramazan ist wirklich sehr gut. Und im Ramazan gehe ich auch so mit meinen Freunden in die Moschee zum Nachtgebet. Es ist überall voll und viele Jugendliche sind da. Beim *Iftar* [Fastenbrechen, H.O.] besuchen wir andere oder andere besuchen uns. Echt gut! Ramazan ist schon okay.«

Weiterhin ist ihm die islamische Trauung (*Nikah*) wichtig. Seine Eheschließung soll so erfolgen.

»*Nikah* machen mit einem Imam, also der Imam betet für diese Familie. Ich würde es auch machen, denn irgendwie fühlt man sich dann noch besser. Also *Nikah* sollte man machen, es gehört dazu.«

Der Islam hat auf sein Alltagsleben insofern einen Einfluss, als er, auch wenn er mit seinen nicht muslimischen Freunden unterwegs ist, auf die Speisevorschriften (wie das Schweinefleischverbot) achtet.

»Viele meiner Freunde sind nicht muslimisch, keine Moslems. Und wenn wir etwas gemeinsam unternehmen, dann machen die vieles, was im Islam nicht erlaubt ist. Dann mache ich es nicht mit, weil ich weiß: ›Ich bin ein Moslem.‹ Ich kann nicht alles essen, was auf den Tisch kommt, zum Beispiel Schweinefleisch oder Gelatine. Hierauf achte ich sehr.«

5.2.2.3 Die Dimension der religiösen Erfahrungen

Kenan ist der festen Überzeugung, dass jeder Mensch eine Religion haben sollte. Religion fungiert in seiner Lebenswelt als Richtungsweiser.

»Wenn ich keine Religion hätte, an der ich mich ausrichte, also wenn ich den Islam nicht hätte, dann würde ich alles tun, was ich möchte. Wieso sollte ich dann auch arbeiten? Wie soll ich es sagen? Also mein Tag würde dann aus Essen, Trinken,

Amüsieren, Mädchenbumsen [lacht, H.Ö.], Klauen bestehen. Mein Familienleben wäre nicht in Ordnung, ich würde auch harte Drogen nehmen. Wieso nicht? Denn man kommt ja nur einmal auf diese Erde.«

Der Glaube an das Jenseits setzt Kenan Grenzen, die er einzuhalten versucht.

»Wenn man nicht an ein Leben nach dem Tode glaubt und an die Rechenschaft, dann ist doch alles egal. Ich kann dann tun, was ich will. So würde man glauben. Man hätte keine Grenzen. Und man glaubt ja, dass nach dem Tode man weiterleben wird, im *Cennet* [Paradies, H.Ö.] oder *Cehennem* [Hölle, H.Ö.]. Deshalb verhält man sich richtig auf dieser Erde. Ohne Religion würde es auf dieser Erde ein Chaos geben. Also, ich bin jetzt eigentlich faul, ich will später beten und so richtig mich an die islamischen Regeln halten, denn ich will ins Paradies. Islam ist meine Religion.«

Neben seiner Mutter und seinen Freunden ist der Islam für Kenan in Notlagen ein Zufluchtsort.

5.2.2.4 Die Dimension des religiösen Wissens

Kenan ist sich bewusst, dass sein Wissen über seine Religion, den Islam, nicht befriedigend ist. Auch äußert er, dass er fast keine Bücher über den Islam lese. Nur im Monat Ramadan wird er zu Hause oder während seines Aufenthaltes in der Moschee angespornt, Bücher zu lesen. Im Übrigen ist er an Bildungsaktivitäten und an religiöser Weiterbildung generell wenig interessiert.

»Ich bin ein schwankender Mensch: Einerseits will ich, aber nicht immer. Ich möchte nicht an eine Sache gebunden sein, die regelmäßig angeboten wird.«

5.2.2.5 Die Dimension der Konsequenzen aus religiösen Überzeugungen

Die Kindererziehung nach den Geboten des Korans ist für Kenan bedeutsam. Er plädiert dafür, Kinder vollkommen zu erziehen, damit sie im jugendlichen und erwachsenen Alter ihre Grenzen einhalten und auf spätere Probleme im jugendlichen Alter vorbereitet sind.

»Viele Eltern erziehen ihre Kinder nicht, bringen vom Glauben ihren Kindern nichts bei und ... wenn sie 15, 16, 17 Jahre alt werden, machen sie viele Probleme, nehmen Drogen zu sich, klauen oder schlagen andere. Dann ärgern sich diese Eltern und versuchen, auf ihre Kinder einzureden. Dann fangen sie auch an zu sagen: ›Ja, was du machst, ist nicht gut. Allah liebt so etwas nicht. Du kommst in die Hölle.‹ Ich denke, dann hört der sowieso nicht hin. Man sollte früher ansetzen und nicht, wenn der Zug schon abgefahren ist.«

Obwohl er das islamische Verbot des vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehrs befürwortet, ist er der Ansicht, dass das Einhalten dieses Verbotes im jugendlichen Alter oft schwierig sei. Es sei für Jugendliche eine Herausforderung, deren Einhaltung angesichts der freizügigen Einstellung der Gesellschaft zur Sexualität erschwert werde.

Kenan könne sich nicht vorstellen, mit einer nicht muslimischen Frau eine Familie zu gründen. Er hat die Befürchtung, dass die Ehe durch die unterschiedlichen Einstellungen und Vorstellungen zugrunde gehen könnte.

Doch ist der Islam für Kenan kein Integrationshindernis.

»Zwar kann ich einiges nicht immer mitmachen, wie zum Beispiel so harte Drogen, Schweinefleisch und so, auch nicht viel und häufig Alkohol trinken, aber sonst bin ich immer dabei und bin auch integriert.«

Er ist der Überzeugung, dass der Islam selbst demokratisch ist.

»Nur wegen der Verbote im Islam ist er doch nicht undemokratisch! Demokratie hat selber auch Verbote. Vieles davon findet man im Islam. Zum Beispiel, dass man nicht töten darf, dass man andere nicht verletzen darf, dass man andere tolerieren soll und so.«

Zwar erteilt er der Gewalt eine Ablehnung. In bestimmten Situationen kann er aber sich selbst von Gewalt nicht fernhalten.

»[U]nter Freunden muss man ja seine Stärke zeigen, so angeben. Und manchmal wird man schief angeschaut, dann muss ich eine aufs Maul geben. Wer mich zwingt, hat bei mir auch kein Chance; dem würde ich auch eine ins Maul geben.«

Vor allem seine Mutter spricht ihn häufig darauf an und verdeutlicht ihm, dass Gewalt im Islam verboten ist.

5.2.2.6 Einstellung und Bindung an Moschee und Imame

Moscheebesuche im Ramadan oder zu den Festgebeten unternimmt Kenan häufig mit seinen Freunden und gelegentlich mit seinen Eltern. Andere muslimische Organisationen als diese Moscheen kennt er nicht. Sein gegenwärtiges Interesse gilt eher seinen freizeitlichen Aktivitäten und seinem Freundeskreis als seinem religiösen Leben.

Er verbindet mit dem Wort Moschee das Gebet, die Predigten der Imame und seelisches Gleichgewicht.

»[W]eil man in der Moschee keinen, der schreien hin und her rennt oder streitet, sieht. Da ist Ruhe und Ordnung.«

Für ihn ist die wichtigste Aufgabe der Moscheen, dafür zu sorgen, dass den Menschen individuell geholfen wird, ihm seine Fragen unkompliziert beantwortet werden und die Betenden mit dem Gefühl eines großen Seelenfriedens fortgehen. Die Moschee sollte »den Weg zum Glauben« für die Menschen ebnen.

Kenan stellt sich unter einem guten Imam Folgendes vor:

»Ein guter Imam ist für mich, wer von A bis Z nach dem Islam lebt. Aber kein Mensch ist perfekt, er sollte versuchen, vieles im Islam zu leben. Er sollte gutes Wissen über den Islam haben und das auch gut rüberbringen. Er sollte auch viele Sprachen beherrschen, hier in Deutschland auf jeden Fall Deutsch. Und gut wäre auch Englisch, damit er auch anderen den Islam erklären kann.«

Seine Lebensweise und -einstellung können nur Personen beeinflussen, zu denen er großes Vertrauen hat. Dass die Imame generell die Lebensweisen und -einstellungen jugendlicher Muslime beeinflussen können, bezweifelt er. Zugleich spricht er sich dafür aus, dass die Imame jugendlichen Muslimen beiseite stehen sollten, um sie zu unterstützen.

»Deshalb sollten die Imame jung sein und wissen, wie wir hier leben. Sie sollen uns verstehen. Die meisten Imame sind von der ersten Generation und alt. Die verstehen unsere Situation nicht richtig. Manchmal haben sie keine Ahnung. Viele Jugendliche hören dann auch nicht so richtig zu. Der Imam sollte auch kompromissvoller sein, und nicht gleich ›Nein!‹ sagen, sondern gemeinsam mit den Jugendlichen nach einer Lösung suchen. Sie sollten auf jeden Fall, wie gesagt, Deutsch sprechen. Zum Beispiel: Ich kann nicht so richtig Türkisch, und wenn sie Türkisch sprechen, dann verstehe ich es nicht.«

Früher, vor über zehn Jahren, hatte er, motiviert durch seine Mutter, über einige Wochen eine Moschee aufgesucht, um das Koranlesen zu erlernen.

»Meine Eltern hatten mich damals in die Moschee geschickt. Eigentlich wollte ich überhaupt nicht, denn damals wollte ich nur Fußball spielen oder einfach so mit Freunden rumhängen [...]. Dort habe ich so vier oder sechs Wochen besucht. Dann bin ich nicht mehr hingegangen. Ich habe meiner Mutter gesagt, dass ich hingeh, aber ich bin mit Freunden spielen gegangen. So einiges, was ich damals gelernt habe, habe ich noch im Kopf, aber – okay – es gibt einiges, was ich schon vergessen habe, also von 100 Prozent habe ich noch 20-30 Prozent in Erinnerung.«

Obendrein hatte er einen strengen Lehrer, dessen Vorgehensweisen ihn dazu bewogen, nach einigen Wochen diesem Kurs fernzubleiben.

»Er hat von uns viel gefordert und wir mussten viel auswendig lernen; es war manchmal unmöglich. Manchmal hat er mit einem Lineal auf die Finger geschla-

gen, wenn wir mal Fäxen gemacht haben. Das fand ich nicht so toll. Gut, aber ich muss auch sagen, dass wir es ihm auch nicht leicht gemacht haben.«

Gegenwärtig wünscht er sich, dass es in solchen Koranlesekursen entspannter und unterhaltsam zugehe, damit die jugendlichen Muslime dort vergnügt sind. Er fordert, dass die Personen, die solche Kurse durchführen, eine professionelle Ausbildung haben und sich ausschließlich mit dieser Aufgabe befassen. Auch die Wahl der Vermittlungssprache in diesen Kursen kritisiert Kenan.

»Damals hat man uns alles in Türkisch erklärt, also Deutsch hat gefehlt. Es ist wichtig, auch den Islam in deutscher Sprache zu lernen, damit wir den Islam in den Schulen auch erklären können, denn wir werden ja häufig von unseren Lehrern oder Mitschülern gefragt. Manchmal stellen die uns so richtig schwierige Fragen, auf die ich nicht antworten kann. Dann blamiert man sich ja. Dann gucken sie mich an, so in der Art: ›Der ist doch ein Muslim. Warum weiß er das nicht?‹«

5.3 Aische – »Glaube ist wichtig; man braucht und man hat einen Beschützer: Gott.«

Zur Interviewsituation

Aische lernte ich kennen, als ich bei einigen kommunalen Jugendfreizeiteinrichtungen vorbeischautete, um dort meinen Aushang über die Suche nach Interviewpartnern und -partnerinnen für diese Arbeit anzubringen. Auf der Suche nach einem Verantwortlichen sah ich sie mit ihren Freundinnen Tischtennis spielen. Kurzerhand fragte ich sie nach dem Weg, womit ich mit diesem Freundeskreis ins Gespräch kam.

5.3.1 Wer ist Aische?

Die 16-jährige Aische wurde in Berlin geboren und ist türkischer Abstammung; ihre Eltern kamen vor über 24 Jahren nach Deutschland. Aische besucht zurzeit die 10. Klasse einer Hauptschule, die durchweg aus Schülern und Schülerinnen nicht deutscher Herkunftssprache zusammengesetzt ist. In ihrer Freizeit geht Aische gern mit Freunden oder mit ihrer Schwester spazieren. Häufig trifft sie sich mit ihren Freunden in der Bücherei, um gemeinsam die Hausaufgaben zu erledigen oder die Klassenarbeiten vorzubereiten, oder in ihrer vertrauten Jugendfreizeiteinrichtung. Dort fühlt sie sich wohl, klagt aber über die Dominanz der Jungs. Vom Personal erwartet sie mehr Kontrolle und Fürsorge, damit in dieser öffentlichen Einrichtung Drogen und Alkohol für Jugendliche nicht bequem zugänglich sind.

Weder sie noch ihre Eltern denken an eine Rückkehr. Inzwischen betrachten sie Deutschland als ihre Heimat. Aische zollt ihren Eltern großen Respekt und unternimmt nichts ohne Zustimmung ihrer Eltern. Ihre Mutter erscheint ihr bisweilen streng:

»Sie möchte, dass wir rechtzeitig nach Hause kommen und dass wir in der Schule uns gut benehmen und gut mitarbeiten. Und wenn ich manchmal von der Schule spät nach Hause komme oder schlechte Noten bekomme, dann gibt es manchmal Auseinandersetzungen zu Hause. Aber sonst sind meine Eltern sehr besorgt um uns und um unsere Zukunft.«

Dennoch gebe es in ihrer Familie keinen Raum für körperliche Züchtigung; auch sie selbst lehnt Prügel oder andere Züchtigungsarten in der Erziehung definitiv ab.

Aische bindet sich zwar ein Kopftuch um, aber ihre Kleidungsart ist modisch und körperbetont. Sie war zu unserem Treffen mit einem leuchtend roten Kopftuch, rotem Hemd und einer weißen Hose gekleidet und geschminkt erschienen.

»Also: Kleider! Ich finde es so schön. Ich ziehe mich so an, wie es mir passt und Spaß macht. Und ein Kopftuch trage ich wegen meiner Religion. Ich mache es für Gott. Gut, manchmal ziehe ich auch einiges an, was nicht gut ist. Aber trotzdem bin ich ein Moslem und möchte meine Haare deshalb auch bedecken. Durch diese Kleider bedecke ich auch meine anderen Körperteile. Dann ist es nicht wichtig, ob das ein Rock oder eine Hose ist.«

Aische fühlt sich in ihrer Haut nicht wohl, wenn sie beäugt und als eine Außenseiterin aufgefasst wird. Zudem hat sie bisher einige Konflikte und Diskriminierungen erlebt:

»Ich habe zum Beispiel einmal was erlebt: Wir waren in der U-Bahn und gingen zum Wandertag. Wir haben in unserer Klasse sechs Mädchen mit Kopftüchern und vier ohne Kopftücher. Dann kamen so drei Nazis in die U-Bahn. Die hatten so 'ne Glatze und Stiefel an. Die haben uns so blöd angeguckt und meinten: ›Guck' mal die an. Was sind das?‹ Die haben angefangen, über uns zu lästern. Und ein Junge hat zu denen gesagt: ›Ey, was soll das? Macht sie nicht an.‹ Dann kam der Lehrer und sagte: ›Auseinander, auseinander!‹ Dann haben die uns gesagt: ›Seid froh, dass ihr Kinder seid! Sonst hätten wir euch zusammengeschlagen.‹ Und das sind die Menschen, die ich hasse. Ich hasse solche Deutsche.«

»Oder zum Beispiel, als ich mir einen Praktikumsplatz gesucht habe. Ich wollte es als Arzthelferin machen. Dann ging ich zu einem Arzt und fragte nach. Dann meinte sie: ›Das geht nicht.‹ Ich habe dann gefragt: ›Warum?‹ Dann haben sie gesagt: ›Wir haben keinen Platz.‹ Ich habe gefragt: ›Ist es nur wegen keines Platzes oder gibt es einen anderen Grund?‹, weil ich gleich am Anfang verstanden habe, die leh-

nen mich wegen meinem Kopftuch ab. Der Mann sagte mir dann: ›Ja, auch wegen deines Kopftuchs. Weil du nicht zum Bild passt.‹ ›Ja‹, meinte ich, ›gut, danke!‹ und dann bin ich zu einem Einkaufsmarkt gegangen und fragte dort nach einem Praktikumsplatz. Ich fragte: ›Entschuldigung, kann ich bei Ihnen ein Praktikum machen?‹ Dann meinte sie: ›Du? Du willst hier Praktikum machen?‹ Ihr Gesicht war so ganz verzogen nach hinten. ›Nein. Hier gibt es keinen Platz‹, sagte sie. Sie hat nicht mal ihre Chefin gefragt. Ich ging dann nach draußen und habe darüber nachgedacht. Ich fragte mich: ›Warum respektieren sie mich nicht?‹ Denn ich respektiere die ja, ich sag doch auch denen nicht: ›Trag keinen Nasenring!‹ oder ›Trag das nicht!‹ oder ›Warum trägst du das und nicht das?‹ Also sollten sie mir auch nicht sagen: ›Du darfst das nicht!‹ und ›Trag nicht das!‹«

5.3.2 Dimensionen der Religiosität

5.3.2.1 Die Dimension des Glaubens

Aische glaubt an Gott als denjenigen, der sie im Jenseits für ihre diesseitigen Taten belohnen oder bestrafen wird. Sie ist sich dessen bewusst, dass sie sich auf dieser Welt makellos verhalten und von Sünden möglichst fernhalten muss, damit sie im Jenseits mit Gottes Segen belohnt wird.

Ihr Glaube an die Offenbarungsschriften wie den Koran ist ohne Zweifel. Sie ist nicht der Ansicht, dass manche Aussagen des Korans und der Sunna veraltet oder rückständig seien.

»Aber es gibt manche Leute, die den Koran fälschen. Zum Beispiel einige Übersetzungen des Korans auf Deutsch: Die übersetzen falsch, weil die da eine Zusammenfassung machen und nicht alles sagen, was zu diesem Vers gehört. Eigentlich müssen sie den Inhalt wiedergeben und nicht so zusammenfassen.«

Ihren Glauben an den Tod, die Auferstehung, das Paradies und die Hölle trägt sie mit Nachdruck vor und fügt wiederholt hinzu:

»Man muss hier Allah bitten und zu ihm beten, damit man dort Allahs Hilfe bekommt.«

5.3.2.2 Die Dimension der religiösen Praxis

Im Alter von 12 Jahren fing Aische mit dem regelmäßigen Beten an. Allerdings ist sie schon nach einiger Zeit davon abgekommen. Diesen Umbruch kann sie sich nicht erklären:

»[S]o richtig Stress in der Schule, dann viele Hausaufgaben, dann war ich so richtig weg, dann hatte ich im Kopf lernen, lernen, lernen.«

Mit der Hilfe ihrer Mutter ist sie nun wieder den regelmäßigen Gebeten zugeneigt:

»Beten hat für mich seit einigen Monaten wieder eine große Bedeutung für mein Leben. Wenn ich nicht bete, irgendetwas passiert mit mir. Ich weiß nicht, ich fühle mich dann nicht wohl. Ich muss immer beten.«

Für Aische ist eine Religion ohne Gebete daher undenkbar:

»Gott gibt uns Essen, Luft. Also er gibt uns was. Wir müssen auch ihm was geben, aber wir beten für uns selber.«

Im Ramadan zu fasten pflegt sie seit ihrem 13. Lebensjahr, weil sie diesem Gottesgebot folgen will. Insbesondere im Ramadan wird sie besinnlicher und hinterfragt ihre Handlungen.

Zur islamischen Trauung (*Nikah*) hat sie eine affirmative Haltung. Zu ihrer Vermählung gehöre auch diese:

»Wenn man nur zum Standesamt geht, dann wissen nur die Menschen dort, und wenn wir mit Imam diese Trauung dann machen, dann wissen auch die Muslime von dieser Heirat.«

Ihre Lebenswelt beeinflusste der Islam nur sporadisch. Sie hinterfragt ihre üblichen Taten, indem sie an die Zeit nach ihrem Tod denkt:

»Zum Beispiel: Mache ich eine schlechte Sache, dann überlege ich mir: ›Was wirst du machen, wenn du stirbst? Was wird dann sein? Was willst du Gott sagen?‹ Dann mache ich das nicht mehr. Zum Beispiel: Meine Freunde rauchen. Wenn die mir sagen: ›Jetzt zieh mal!‹, ich würde das nicht machen, weil es *Haram* [eine Sünde, H.Ö.] ist wenn ich es mache. Was ist, wenn ich sterbe? Ich überlege so richtig, aber manchmal schaffe ich es nicht.«

5.3.2.3 Die Dimension der religiösen Erfahrungen

Ob ein Mensch eine Religion benötigt oder nicht, diese Frage stellt sich für sie nicht. Sie ist von diesem Bedürfnis des Menschen überzeugt, weil die Religion Frieden und Freundschaft besser fördere:

»Eine Religion soll sein, dass wir für Gott etwas machen, und soll nicht so streng sein wie in Afghanistan. Glaube ist wichtig. Man braucht, man hat einen Beschützer: Gott. Ich kann mich an ihn richten und ihn um Hilfe bitten. Ohne Glauben kann ein Mensch nicht leben. Glauben ist wichtig.«

Islam bedeutet für Aische zunächst, an Allah, die Propheten, den Koran, die Engel und die Auferstehung zu glauben. Hinzu komme, dass ein Muslim, der fernab von einer heuchlerischen Lebensweise ist, einen vorbildlichen Charakter haben müsse. Ein Muslim solle die Gebete verrichten, den Bedürftigen materiell beiseite stehen und nicht lügen.

In Problemlagen wendet sie sich meistens an ihre Eltern, Geschwister oder Freunde. Aische hat auch ihre Vertrauenslehrerin, die ihr ein Lob ausgesprochen hatte, mit freundlichen Worten bedacht. Hervorzuheben sei ihre beispiellose Unvoreingenommenheit gegenüber den Türken und dem Islam sowie ihre Toleranz und Fürsorge um die Schüler.

5.3.2.4 Die Dimension des religiösen Wissens

Aische schätzt ihr religiöses Wissen als nicht ausreichend ein. Sie ist resigniert, weil sie aufgrund ihrer Wissenslücken den häufigen Fragen über ihren Glauben und den Grund für ihre religiösen Handlungen nicht kompetent antworten kann.

»Man fragt mich zum Beispiel: ›Warum betest du oder warum trägst du ein Kopftuch?‹ Ich würde ihnen gerne alles so richtig erklären. Wenn die mich fragen: ›Warum machen die Muslime Pilgerfahrt?‹, dann muss ich es ihnen ja erklären und ich weiß es nicht. Dann sage ich: ›O mein Gott!‹ und so.«

Auf die Frage, warum sie nicht versucht, ihre Wissenslücken zu schließen, hat sie folgendermaßen geantwortet:

»[I]ch habe auch nicht so viel Zeit, nach der Schule in die Moschee zu gehen und zu lernen. Leider haben wir in der Schule nicht diese Möglichkeit. Am Wochenende gibt es auch nicht so vieles, speziell für uns Jugendliche.«

Gelegentlich ist sie damit beschäftigt, ein Buch über grundlegende Themen des Islam in deutscher Sprache zu lesen.

5.3.2.5 Die Dimension der Konsequenzen aus religiösen Überzeugungen

Religiöse Grundsätze werden – so ihr Vorsatz – für sie bei der Kindererziehung eine beachtliche Rolle einnehmen. Ihre Kinder sollen beizeiten in den islamischen Glauben eingeführt werden. Sie sollen lernen, wie die Gebete verrichtet werden, dass Gott der Schöpfer der Menschheit und der absolute Beschützer ist.

Des Weiteren expliziert Aische, dass das islamische Verbot des vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehrs sinnvoll ist und Männer wie Frauen keusch in die Ehe gehen sollten. Sie kann sich zwar einen nicht muslimi-

schen Bräutigam nicht vorstellen, aber es »kommt alles über die Liebe«. Was sie ebenfalls sich nicht vorstellen kann, ist, einen Mann zu ehelichen, der bereits sexuelle Erfahrungen mit einer Frau gemacht hat.

»Ich kenne aber viele, auch Mädchen mit Kopftuch, die vor der Ehe schon mit anderen geschlafen haben. Ich finde es nicht gut. Ich würde auch keinen Jungen heiraten, der vorher mit anderen geschlafen hat. Ich werde ihn direkt fragen.«

Aische ist nicht der Meinung, dass der Islam für sie bei der Integration in diese Gesellschaft ein Hindernis darstellt.

Empört ist sie über die Meinung, dass Islam und Demokratie konträr seien. Es ist ihr unverständlich, warum einige so denken. Sie führt dies darauf zurück, dass diese Menschen sich nicht unbeeinflusst und gutgesinnt mit den islamischen Prinzipien auseinandergesetzt haben.

»Nein, Islam ist auch demokratisch. Man denkt, alle Moslems ... oh mein Gott – die denken: >Ein Moslem! Er darf gar nichts machen, er ist wie ein Sklave!< und so. Ein Schüler in meiner Klasse dachte, dass wir gar nichts machen dürfen, und der denkt, wir dürfen das nicht machen, das nicht machen. Aber wenn man es ihm erzählt, dann sagt er: >Ach so! Ich habe ihm ein Buch über den Islam gegeben und er hat es gelesen. Dann sagte er: >Ihr dürft ja vieles tun und ihr seid so frei. Ich dachte es nicht so.< Islam ist nur ein Glaube, der uns glücklich machen möchte.«

Außerdem weiß sie, dass Muslime niemandem schaden dürfen; sie dürfen sich weder verfeinden noch jemanden verletzen. Dass beispielsweise arabische Jugendliche gewalttätig werden, wenn ihr *Muslim-Sein* oder *Arabisch-Sein* verhöhnt wird, kann sie nicht verstehen. Diese muslimischen Jugendlichen agieren nach ihrer Auffassung paradox, denn der Islam verbietet solche Verhaltensweisen. Das zeigt ihr, dass sich die gegenwärtigen Muslime, vor allem muslimische Jugendliche, im Islam nicht einwandfrei auskennen.

»Muslime dürfen Menschen nicht schaden, nicht streiten, und sie dürfen nicht Blut vergießen oder jemanden verletzen. So richtige Muslime machen so etwas nicht, aber es gibt türkische männliche Jugendliche, die aufbrausen, wenn jemand etwas Schlechtes über Islam, Türken und so sagt, und auch dann vielleicht zuschlagen. Die wissen nicht, was der Islam von denen möchte. Sie wissen nicht, was im Koran steht. Die müssen lernen, dass ein Muslim nicht schlägt oder andere verletzt, auch wenn Gott oder die Muslime beleidigt werden. Man soll mit solchen Menschen reden. Wenn die nicht kapieren, soll man einfach weggehen und nicht mehr hinhören. Ich würde einfach solchen Menschen erklären, würde ihn bitten, nicht sich über meinen Glauben lustig zu machen. Sonst würde ich überhaupt nichts machen.«

5.3.2.6 Einstellung und Bindung an Moschee und Imame

Die 16-Jährige ist in keinem Verein Mitglied und keine regelmäßige Moscheegängerin. Sie besucht die Moschee hauptsächlich in der Fastenzeit im Ramadan oder an besonderen religiösen Tagen mit ihren Freunden oder ihrer Schwester. Für sie repräsentieren muslimische Organisationen mehr die nationale Identität als die religiöse; sie kritisiert dieses irritierende Bild.

»Ich sehe dort kaum afrikanische oder deutsche Muslime. Türken sind unter sich, Araber sind unter sich. Ich war in einer Moschee, dort waren fast nur Araber und dort wird Arabisch gesprochen. In der anderen Moschee sind es nur türkische Menschen. Warum können die nicht etwas gemeinsam aufmachen? Muslime müssen zusammenkommen. Das ist auch dann muslimisch.«

Überraschend mag sein, dass sie, obwohl es ihr an einer festen Bindung an die muslimischen Vereine oder Moscheen fehlt, mit der Arbeit dieser Einrichtungen zufrieden ist. Hauptgrund für ihre Zufriedenheit ist, dass in den Moscheen Islamunterricht, aber ebenso nicht religiöse Seminare sowie Hausaufgabenhilfe angeboten werden. Sie lehnt Moscheen im Grunde nicht ab:

»Aber wenn der Imam oder so nicht korrekt redet, dann würde ich diesen ablehnen, Moscheen nicht. Also so 'nen Verein lehne ich ab, weil das ist nicht Islam und nicht Muslime sind.«

Von einigen Gruppen hält sie nicht viel und steht ihnen ablehnend gegenüber.

»Die reden streng und sagen auch anderen Muslimen *Kafir* [Nichtmuslim, H.Ö.] und lehnen uns ab. Sie denken, sie seien die besten Menschen auf dieser Erde. Und die sagen, dass man gegen Nichtgläubige und auch gegen andersdenkende Muslime Druck machen kann. Und das ist nicht gut so, weil Islam Frieden ist und nur Allah weiß, wer gut oder schlecht ist.«

Wenn sie das Wort Moschee hört, denkt sie an Gott und Frieden. Das bedeutet für sie: Wenn sie in eine Moschee geht, möchte sie dort die Nähe zu Gott und dem Frieden spüren.

»[E]gal ob Christ oder so was, er darf einfach reinkommen.«

Sie ist davon überzeugt, dass die Moscheen ihre Aufgaben erfüllen, denn »alle können hingehen, die Türen sind für alle offen«. Etwas stört sie dennoch:

»Aber manche Moscheen sind nicht so sauber, die Toiletten stinken und so. Sie müssen sauber machen und noch mehr andere Menschen in die Moschee einladen.«

Ihre Einstellung zu Imamen in Berlin ist folgende:

»Erst mal: Ausstrahlung muss er haben [lacht, H.Ö.]. Dass der nett ist und einen guten Charakter hat ... Ich kenne eine weibliche Imam. Ich sag dir, sie war so krank. Wenn wir etwas gemacht haben, dann hat sie ihre Federtasche oder Schlüssel auf uns geschmissen. Sie denkt, sie ist in der Türkei. Echt krank! Wir haben uns beschwert und dann hat man sie rausgeschmissen.«

Ferner ist sie der Meinung, dass die Imame im positiven Sinne auf die Lebensweisen und Lebenseinstellungen der muslimischen Jugendlichen einwirken können, wenn sie ihnen aufrichtig und treffend die islamischen Grundsätze weitergeben. Personen, die den Islam für ihre Selbstsucht missbrauchen, würden langfristig keinen Einfluss auf die Muslime, insbesondere auf muslimische Jugendliche haben, weil ihr Verhalten schnell enttarnt werde.

»Muss aber logisch sein. Zum Beispiel: Kaplan hat auch angeblich über Islam was erzählt. Aber mein Herz hat mir sofort gesagt: ›Nein, das ist nicht Islam‹ und so. Keiner kann Islam für immer falsch erzählen, denn Lügen haben kurze Beine. Eines Tages kommt das raus, wie jetzt bei Kaplan und so.«

5.4 Benjamin – »Ja, die Religion hilft mir, dass ich nicht hoffnungslos werde und nicht aufgeb. Sie gibt mir Mut und legt mir nahe, geduldig zu sein.«

Zur Interviewsituation

Während meines Besuches in einer islamischen Gemeinde wurde ich auf eine kleine Gruppe von jungen Menschen aufmerksam, die gemeinsam eine Lektüre in deutscher Sprache studierten. Ohne Weiteres konnte ich mich dazugesellen. Diesen zwölf jungen Männern, die sich intensiv in deutscher Sprache über den Islam weiterbildeten, habe ich mich nach ihrer Sitzung vorgestellt und mein Anliegen dargelegt. Anschließend habe ich den augenscheinlichen Unterrichtsleiter um ein persönliches und intensives Gespräch gebeten, wozu er sich schnell bereit erklärte. Drei Tage später haben wir uns zu diesem Interview bei mir zu Hause getroffen.

5.4.1 Wer ist Benjamin?

Benjamin wurde 1983 in Bayern geboren. Er ist in einer binationalen Familie aufgewachsen. Sein Vater kommt aus Syrien und ist ein Muslim, während seine Mutter eine Deutsche ist und ursprünglich überzeugte Christin war. Vor über neun Jahren konvertierte sie zum Islam. Bis zu seinem sechsten Lebensjahr lebte die Familie in Bayern. Dann entschloss sie sich, nach Syrien zu emigrieren. Dort hat er die erste Klasse besucht. Bereits nach einem Jahr sind sie wieder nach Deutschland zurückgekehrt und haben sich in Berlin niedergelassen, weil sie sich in Syrien nicht zurechtfanden. Nach der Scheidung seiner Eltern ist sein Vater wieder nach Syrien zurückgegangen. Seitdem leben seine Geschwister und er bei seiner Mutter im Ostteil Berlins.

»Ich bin sehr, sehr froh in Deutschland zu leben und aufgewachsen zu sein, weil ich muss sagen: ›Deutschland ist eines der wenigen Länder, wo du deine Religion frei praktizieren kannst.‹ Also, man würde jetzt denken: ›Nanu! Es gibt doch Länder, wo viele Muslime leben, also die islamischen Länder.‹ Das muss nicht bedeuten, dass die Muslime in diesen Ländern ihren Glauben so praktizieren können, wie sie es wollen. Dort gibt es Diktatoren, politische Verfolgungen und viele Grausamkeiten seitens der Regierungen. Dieses hast du in Deutschland – Gott sei Dank – nicht. Hier herrscht Religionsfreiheit. Die wird zwar hin und wieder an einigen Stellen eingeschränkt – ich sage mal zum Beispiel das Kopftuchproblem. Aber du hast hier sonst die Freiheit, du wirst nicht verfolgt. Ich bin wirklich froh. Und was das Wissen so angeht, habe ich den Islam auch hier in Deutschland kennengelernt. In Syrien würde ich diese Möglichkeit vielleicht nicht haben. Ich habe mit Verwandten und Freunden dort gesprochen. Die haben sich sehr gewundert, wo mein Wissen über den Islam herkommt. In Syrien, wo mein Vater herkommt, ist es verboten, tiefer gehend über den Glauben nachzudenken und Unterricht zu machen. Solche Leute werden heute noch verfolgt, auch heute noch! Ich habe es nicht geglaubt. Ich habe dieses mit meinen eigenen Augen gesehen, vor drei Jahren, als ich dort war. Zwar leben dort sehr viele Muslime, aber die Regierung unterdrückt ihr eigenes Volk und zwingt diesen Menschen ihre Ideologie auf. Dieses wird leider in Europa nicht wahrgenommen und diskutiert. Man denkt, dass die Muslime dort in Freiheiten leben und Nichtmuslime keine Religionsfreiheit haben. Die Muslime haben in ihren eigenen Ländern keine Freiheiten, sie dürfen den Islam nicht richtig kennen lernen. Alles wird kontrolliert! Der Staat unterdrückt die Menschen und überwacht sie. Und da bin ich wieder froh, hier zu leben. Also, wenn in Deutschland bisschen mehr die Sonne scheinen würde, wäre es das Paradies auf Erden [lacht, H.Ö.].«

Mit seiner Mutter, zu der er ein sehr gutes Verhältnis hat, lebt Benjamin sehr gern zusammen. Er bewundert sie, weil sie trotz der Scheidung mutig blieb und seine Geschwister und ihn aufrichtig aufzog.

»Also, ich lebe noch immer bei ihr. Sie ist auch muslimisch, sie ist Deutsche, von Geburt an eine Berlinerin. Sie war eine überzeugte Christin, und später irgendwann hat sie angefangen, sich über den Islam zu informieren. Und später hat sie sich auch für den Islam entschieden. Und heute ist sie eine aufrichtige Muslima und zeigt uns viel von ihrer Religiosität. Also: Sie bringt viel Verständnis, Barmherzigkeit und Liebe uns entgegen. Sie hat uns mit Liebe aufgezogen. Und alles, was sie erklärt, tut sie mit Liebe und immer hat sie einen Bezug zum Glauben. Sie hat uns alles erklärt.«

Zu seinem Vater pflegt er ein gutes Verhältnis. Der Kontakt läuft allerdings über das Telefon oder via E-Mail, weil er in Syrien lebt und jährlich nur für einige Tage zu Besuch kommt. Insgesamt ist Benjamin aber mit seiner Familie recht zufrieden. Sehr glücklich ist er auch, dass er seit einigen Jahren kontinuierlich den islamischen Geboten nachkommt. Daher betrachtet er es als bemerkenswert, wenn Menschen im jugendlichen Alter die islamischen Regeln befolgen. Die Eltern spielen in diesem Zusammenhang für ihn eine bedeutende Rolle. Er ist der Überzeugung, dass die Kinder sich für ein religiöses Leben entscheiden, wenn die Eltern ihren Kindern dies vorleben. Deshalb ist er froh, dass seine Eltern die Religion, wenn auch nicht allumfassend, während der Erziehung nicht ausgeschlossen haben. Er verfügte zu Hause über viele Freiheiten. Seine Eltern haben lediglich darüber gewacht, dass er sich von kriminellen und im Islam eindeutig verbotenen Verhaltensweisen fernhält. Falls er doch ein unislamisches Verhalten zeigte, machten ihn seine Eltern durch überzeugende Gespräche auf sein Fehlverhalten aufmerksam.

»Besonders meine Mutter hat mir dann alles erklärt. Mein Vater lebt ja nicht mehr bei uns, deshalb kann ich nicht so vieles über ihn sagen, aber meine Mutter ist sehr geduldig. Sie ist für mich ein Vorbild. Sie hat eine Ruhe, unbegreiflich! Und in allen Sachen sieht sie Positives. Sie spricht positiv, auch wenn etwas wirklich negativ ist. Bei ihr sehe ich die Sunna des Propheten: Sie versucht, die Lebensweise und Empfehlungen unseres Propheten zu praktizieren. Ich denke, dass sie dadurch diese positive und ruhige Haltung hat. Deshalb wendet sich meine Mutter nicht von uns ab, wenn wir mal Fehler machen. Sie begegnet uns mit großer Toleranz. Und das finde ich sehr gut und wünsche es auch jedem.«

In seiner Freizeit besucht er dreimal in der Woche einen Gesprächskreis, wo sich junge Muslime treffen, um sich gemeinsam über ihren Glauben weiterzubilden. Sie lesen gemeinsam Lektüren zu islamischen Themen. Derzeit versuchen sie, durch Lesung von *tafsir* (Kommentare zu den Suren und Versen im Koran) den Koran inhaltlich besser zu verstehen. Vor allem bedienen sie sich der Werke des Gelehrten Said-i Nursi, der zahlreiche Abhandlungen mit dem Titel »Risale-i Nur« über islamische Themen geschrieben hat. Dieser Gesprächskreis wird in deutscher Sprache abgehal-

ten, da an ihm deutsche, türkische, arabische und bosnische Jugendliche teilnehmen. Wenn er sich mit seinen Freunden trifft, versucht er, mit seinen Freunden »etwas Sinnvolles zu machen«, indem sie »nicht in die Kneipen gehen, spazieren gehen, bummeln, ins Kino gehen«. Darüber hinaus sitzt er gerne an Computerspielen und treibt in einem Verein Sport. In einigen Vereinen engagiert er sich ehrenamtlich, indem er ältere Menschen, besonders solche, die keine Familienangehörigen haben, unterstützt.

Trotz allem Enthusiasmus für Deutschland ist er betrübt und erschrocken, wenn er mit seiner Mutter, die sich inzwischen ein Kopftuch angelegt hat, in der Öffentlichkeit den »mürrischen Blicken« der Passanten begegnet. Erfahrungsgemäß hätten muslimische Jungen und Männer in der Öffentlichkeit weniger Probleme als die muslimischen Mädchen und Frauen, weil letztere aufgrund ihrer Kleidung schneller als fremd deklariert würden. Zu diesem Bild tragen nach seiner Überzeugung vor allem die politischen Diskussionen bei.

»Sie [seine Schwester, H.Ö.] musste mit vielen Vorurteilen kämpfen. Man nahm ihr nicht ab, dass sie die Klassenbeste ist und studiert. Man dachte: ›Na, Kopftuch! Dann muss sie faul und dumm sein und wird vom Vater oder Bruder dirigiert.‹ Viele Leute trauen sich aber nicht, offen ihre Vorurteile auszusprechen. Immer hinter dem Rücken werden solche Äußerungen gemacht.«

»Ich habe es selbst erlebt. Viele Leute trauen sich nicht, sich offen auszusprechen. Eine lustige Sache. Die Leute haben zwar was dagegen, aber trauen sich nicht, dies offen auszusprechen. Da sind wir mal die Rolltreppe runtergefahren und jemand ist von der anderen Rolltreppe entgegengefahren. Da hörtest du aus dem Mundwinkel halt, ohne dass er sich bewegt oder Anstalten gemacht hat: ›Scheiß-Ausländer!‹ Das Lustige ist, man ist selber Deutscher. Das Allerlustigste ist ja, meine Mutter ist Deutsche. Die Leute sind zwar freundlich, aber die sind halt immer mit Vorurteilen überschüttet, wie zum Beispiel: ›Die kopftuchtragenden Frauen können nicht Deutsch sprechen, können sich nicht artikulieren!‹ Wenn dann angefangen wird, meiner Mutter etwas so ›tarzanisch‹ zu erklären, dann fängt meine Mutter an, auch berlinerisch weiterzuerzählen. Dann fallen alle von den Wolken, dann ist es eine sehr peinliche Situation. Meine Mutter trägt ja Kopftuch, aber nicht seit Langem; erst so seit einigen Jahren. Für sie ist das Kopftuch ganz normal, etwas Selbstverständliches, so wie ein Baseballcap. Und da sie halt damit so selbstbewusst umgeht, sind auch viele Leute, die mit ihr in Kontakt treten, baff!«

Dafür, dass es zu solchen Vorurteilen und Stereotypen in der Gesellschaft überhaupt kommen kann, zieht er ausdrücklich die Medien in die Verantwortung. Zwar begrüßt er die Pressefreiheit, aber erwartet zugleich von den Medien mehr Sachlichkeit.

Weil seiner Meinung nach die heutige Berichterstattung vornehmlich unter einem »Sensations- und Ratingdruck« steht, müssen die Muslime

aufmerksam sein und sich vorbildlich islamisch verhalten. Solange der Islam und das muslimische Leben in den Medien nicht sachlich und vorurteilslos präsentiert würden, sei ein fehlerloses Leben aller Muslime erforderlich. Er wünscht sich, dass die Muslime in der Nachbarschaft, in der Schule, an der Arbeitsstelle etc. mit Nichtmuslimen in den Dialog treten.

5.4.2 Dimensionen der Religiosität

5.4.2.1 Die Dimension des Glaubens

»Ich wusste aber nicht, welchen Wert der Glaube, der Islam hat. Als ich angefangen habe, die Korankommentare zu lesen, dann habe ich diesen Sinn besser verstanden.«

Durch seine Lesungen in den Korankommentaren »Risale-i Nur« ist sein Glauben an Gott, an die Allmacht Gottes, stärker geworden. Je mehr er sich der Bildung über den Islam widmet, umso ausgeprägter wird sein Glaube.

»Man sieht doch überall, was Er so gemacht hat: die Sonne, der Mond, das Universum, die Menschen, die Natur ... Also man sieht vom kleinsten Atom bis zum größten Planeten dasselbe Prinzip, das eben Gottes Existenz beweist. Die Eigenschaften Gottes werden mir überall bewusst, allein beim Lächeln eines Kindes zum Beispiel. Wer bewegt die Welt, wer hält das Universum zusammen?«

Er ist hochbeglückt darüber, dass er Gott als einen »liebenden, barmherzigen, gerechten Schöpfer« kennengelernt hat. Erfreut ist er besonders, ihn überhaupt kennen und lieben zu können, in einer Zeit, in der der Glaube an Gott als altmodisch betrachtet werde. Inzwischen fühlt er, dass er einen unerschütterlichen Glauben in seinem Herzen aufgebaut hat.

»Wenn ich annehme, dass es einen Gott gibt, der alles weiß und allmächtig ist und er sich dann barmherzig zeigt und auch sich auf die Stufe des Menschen herablässt und einen Koran sendet mit seinen Weisungen und seinen Empfehlungen, und wenn ich weiß, dass er allwissend und allweise ist, dann gehe ich davon aus, was er mir aufdiktiert und mir vorschlägt und sagt, ist ein Vorschlag; ich kann es annehmen oder nicht. Aber, so wie ich ihn kennengelernt habe, weiß ich, dass das, was er sagt, letztendlich nur zu meinem Besten ist. Ich kann mich doch nicht mit ihm messen, ich bin doch vergänglich, er ja nicht. Ich finde, wer Gegenteiliges behauptet, der ist nicht logisch. Nein, auf keinen Fall! Im Gegenteil, wenn er aus dem Koran und Sunna einmal nicht versteht, heißt es ja nicht, dass es veraltet ist. Man kann ja nicht alles sofort verstehen. Man muss geduldig sein und darauf weiter aufzubauen.«

Er zweifelt nicht an der Existenz des Jüngsten Tags, dies stellt das Zentrum

seines Glaubens dar. Das jenseitige Leben fasst Benjamin als das ewige Leben auf. Daher betrachtet er das Leben auf dieser Erde als vergänglich und als eine Prüfung. Daher unterliegen alle Menschen auf dieser Erde Gottes Prüfung, die für ihre Handlungen im Jenseits Ihm Rechenschaft ablegen müssen. Menschen, die die Prüfung bestanden haben, werden mit dem Paradies belohnt.

5.4.2.2 Die Dimension der religiösen Praxis

Früher hatten Gebete in Benjamins Alltag keine große Bedeutung. Damals fiel es ihm schwer, sich täglich vor den Gebeten zu waschen. Nach seiner bewussten Vertiefung in den Islam ist ihm dies aber augenfällig geworden:

»Dann konnte ich auch meine Faulheit überwinden. Denn meine Seele benötigt diese Gebete, denn wie ich esse und trinke, um zu überleben, bedarf auch meine Seele Nahrung, und der Balsam für die Seele ist das Gebet. Das Gebet ist wie eine Tankfüllung eines Motors. Das Gebet macht einem immer wieder bewusst, dass es einen Schöpfer gibt, der dich nicht ärgern möchte, sondern er möchte dir zeigen, dass alles außer Ihm vergänglich ist und mit dem Tod nicht alles zu Ende ist, sondern das ewige Leben erwartet einen, und dort werden alle Gerechtigkeit erhalten, die sie vielleicht auf dieser Erde nicht bekommen haben. Und deshalb möchte ich auf das Gebet nicht verzichten. Es ist gut für mich. Je mehr man sich über den Sinn des Gebetes, des Islam und so Gedanken macht, umso mehr hat man Lust und Spaß am Beten.«

Vortrefflich findet er auch das Gemeinschaftsgebet in der Moschee. Weil er das Gefühl hat, in der Moschee in seinen Gebeten gefasster und Gott noch näher zu sein, diese deshalb segensreicher sind als daheim, bemüht er sich, mit der Gemeinschaft in der Moschee bzw. zu Hause mit seinen Freunden zu beten. Demnach ist für Benjamin aus seiner Sicht eine Religion ohne Gebete unerfindlich: Wie ein Haus ohne ein stabiles Fundament schon bei einer minimalen Erschütterung zusammenstürze, so könne auch eine Religion ohne Gebete nicht existieren. Aus diesem Grund gehören die fünf täglichen Gebete zu den wichtigen Säulen seiner Lebenswelt.

Dass Menschen fasten, bewundert er. Die wiederholten Aufforderungen, dass ein Muslim im Ramadan zu fasten hat, bewegten ihn dazu, der »Fastenwelle« nur unregelmäßig und häufig auch unwillig zu folgen, bis sich ihm der tiefere Sinn erschloss:

»Ich habe wiederum, nachdem ich kapiert hatte, wieso, weshalb, warum das Fasten eine Bedeutung im Islam hat, umso lieber gefastet. Ich habe das Fasten verstanden als Reinwaschen von Sünden. Klar, auch die Besinnung auf das Leben. Ohne zu fasten, wäre es schwer, Mitleid mit anderen zu haben, die hungrern. Ein Mensch kann sich sehr schwer in so etwas reindenken, wenn er nicht selber darunter leidet. Mit

dem Ramadan macht man sich noch mehr Gedanken über das Leid der Menschen, über Umweltschutz, über seine Mitmenschen. Mit dem Fasten steigt auch dann die Begeisterung, Gott noch dankbarer für das zu sein, was er einem so gibt. Im Monat Ramadan sollte aber nicht nur der Mund fasten – also nichts essen und trinken! –, sondern alle Organe des Menschen sollten miffasten: keinen Ärger machen, keine schlechten Worte benutzen, keine blöden Witze, nicht lügen und so weiter. Also einen Monat lang versucht der Muslim, sich so richtig zu besinnen und zu erziehen, damit er in den anderen elf Monaten weiter so lebt. Also der Monat Ramadan ist sozusagen eine jährliche Bilanz: »Was habe ich erreicht, was nicht? Was sollte ich jetzt besser machen? Wen habe ich mit meinen Worten verletzt?«, um sich dann aber bald zu entschuldigen, damit er im Jenseits nicht als Schuldiger dasteht.«

Die islamische Trauung (*Nikah*) ist für ihn wichtig, weil eine Verheiratung den Segen Gottes benötigt. Er wird bei seiner Trauung besonders darauf achten, dass er nicht nur standesamtlich, sondern auch islamisch getraut wird.

Als er einst die islamischen Regeln nicht so ernst nahm, hat er den vom Islam abgesteckten »Lebensrahmen« eindeutig gesprengt:

»Früher habe ich einige Freunde gehabt, die auch gekifft haben. Ich habe auch einige Male mitgemacht. Aber als ich angefangen habe, den Islam zu praktizieren, hatte ich innerlich eine starke Energie, die mich auch vor diesen Freunden geschützt hat. Ich habe sie verlassen und mir andere Freunde gesucht. Ich glaube, wenn ich mit diesen immer noch zusammen wäre, dann wäre ich vielleicht jetzt woanders oder wäre drogenabhängig. Ich höre von einigen, dass einige meiner Freunde im Gefängnis sitzen oder Drogendealer geworden sind. Ich bin Allah dankbar, dass ich das nicht bin, aber bin auch traurig, dass meine ehemaligen Freunde es nicht geschafft haben.«

Durch diesen Wandel hat er seinen Alltag geordnet, sodass nunmehr der Islam einen großen Einfluss auf sein Leben hat. Mit den fünf täglichen Gebeten fühlt er sich behüteter.

»Zum Beispiel kann ich mit dem Gebet Lügen, Klauen, Kneipen, Spielcasinos und Ähnliches nicht vereinbaren. Deshalb gehe ich nicht dorthin oder tue solche schlechten Dinge nicht. Ich habe auch aufgehört zu rauchen.«

5.4.2.3 Die Dimension der religiösen Erfahrungen

Er ist der festen Meinung, dass der Mensch eine Religion braucht, weil er selbst sein jetziges geordnetes Leben dem Islam verdankt.

»Meine ehemaligen Freunde hatten dieses nicht und haben ihr Leben versaut. Eini-ge sind im Gefängnis und andere verdienen ihr schmutziges Geld, indem sie andere

Menschen mit Drogen vergiften. Das alles kann und darf ich nicht tun, auch wenn ich verhungern sollte. Ich weiß: Gott sieht mich und ich werde zur Rechenschaft gezogen. Er wird mich für alle meine Sünden hart bestrafen. Ich denke, jeder Mensch braucht deshalb eine Religion. Hätten meine ehemaligen Freunde überhaupt einen gefestigten Glauben, so wären sie heute vielleicht vorbildliche junge Menschen. Religion ist wichtig.«

Eine Religion ist für ihn dann eine Religion, wenn sie folgerichtig ist und auf seine Fragen begreiflich antwortet.

»Eine Religion darf nicht nur Theorie sein, sondern sie muss auch praktisch sein, also eine Umsetzung muss möglich sein. Auf Worte sollten Taten folgen.«

Dieses Verständnis ist für ihn im Islam zu bekommen. Daher definiert Benjamin den Islam als eine Religion, die ihm Orientierung, Schutz, Segen, Frieden, Hoffnung, Glück und Bescheidenheit verschafft. In Zwangslagen empfindet er, dass der Islam ihn schützt und nicht alleinlässt. Die alltäglichen islamischen Regeln dienen ihm besonders in Notlagen als eine Stütze, um nicht frustriert aufzugeben.

»Und ich rezitiere ja täglich in meinen Gebeten oder lese im Koran, dass die Welt eine Prüfung darstellt, dass der Mensch auch schwierige Zeiten haben kann und ich geduldig sein soll.«

5.4.2.4 Die Dimension des religiösen Wissens

Benjamin sieht sich noch am Anfang seiner Einweisung in den Islam, weil für ihn Wissen zwar einen Anfang hat, aber kein Ende. An sich ist er ein widerwilliger Leser, aber ohne das Studieren von Büchern ist es heutzutage für ihn unmöglich, den Islam zu erlernen. Zwar liest er relativ wenige Publikationen, aber der Gesprächskreis, an dem er dreimal wöchentlich teilnimmt, bietet ihm einen Anlass, Bücher über den Islam zu lesen. Als Leiter dieser Lerngruppe muss er sich auf die Sitzungen adäquat vorbereiten. Selbst wenn es ihm hin und wieder kein Vergnügen bereitet, treibt er damit seine Bildung voran.

»Ich wünsche mir aber vor allem religiöse Weiterbildungsmöglichkeiten in deutscher Sprache. Hier sollte vor allem das Warum im Vordergrund stehen.«

Eine sogenannte »Koranschule« hat er nicht besucht, weil ihre Kurse vornehmlich in türkischer oder arabischer Sprache durchgeführt wurden.

»Aber wieder für deutschsprachige Muslime gesprochen, weil wir weder Türkisch noch Arabisch können: Auch solche Unterrichte werden wieder in Türkisch oder

Arabisch angeboten. Daher können wir nicht dorthin. Okay, dorthin hat jeder Zutritt, das heißt, ich kann natürlich hin. Aber alles wird in Arabisch oder Türkisch erklärt, da hat man es deshalb nicht leicht. Ich hatte Glück, eben den deutschsprachigen Korankommentar gefunden zu haben, der auf meine Fragen Antworten gibt. Was die deutsche Literatur über den Islam angeht, gibt es viel zu wenig. Hier muss te etwas gemacht und unternommen werden.«

5.4.2.5 Die Dimension der Konsequenzen aus religiösen Überzeugungen

Höchste Priorität hat für Benjamin, seine Kinder nach den Geboten des Korans zu erziehen. Die Wissensgrundlage der Kinder sollen – unabhängig von ihrer Herkunft und Kultur – die religiösen Werte sein, die sich unter den Religionen nicht wesentlich unterscheiden.

»Wenn man die religiösen Grundsätze sich anschaut, dann unterscheiden sie sich auch nicht so sehr, zum Beispiel vom Christentum: ›Du sollst nicht stehlen, du sollst nicht lügen, du sollst nicht töten und so weiter!‹ Das sind Grundsätze, die einen Menschen ausmachen, und Werte sind eben, die einen Menschen auszeichnen. Wenn man Bescheid weiß, welche Werte zum Beispiel im Islam wichtig sind, dann kann man sie zum Vorbild nehmen. Es sollte in der Erziehung früher ansetzen, damit sie verinnerlicht werden und später auch praktiziert werden.«

Zumindest wird er versuchen, seinen Kindern eine islamische Erziehung und Bildung zu ermöglichen, um sie zu vorbildlichen Menschen in der Gesellschaft zu machen.

Sehr wichtig findet er das islamische Verbot des vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehrs, weil sich sonst unsittliches Verhalten in der Gesellschaft zunehmend durchsetzen werde.

»Das finde ich sehr wichtig. Man kann auch dagegen argumentieren und sagen: ›Ja, der Mensch ist frei und er kann alles machen, was er will.‹ Man sieht ja dabei, was da herauskommt. Die Frauen bleiben letztendlich ›darauf sitzen‹ und für den Mann war das ein Vergnügen von einer bis drei Minuten. Und eine Frau hat vielleicht neun Monate oder sogar Jahre damit zu kämpfen. Verhütung gibt es zwar, aber trotzdem werden nur die Gelüste befriedigt. An die wichtigen Sachen, wie Familie, gemeinsame Ehe und so, wird nicht gedacht. Wo bleibt die Verantwortung der Männer und Frauen? Leider ist es auch heute so, dass man eine schöne Frau heiratet und nach einigen Jahren geht man entweder fremd oder man lässt sich scheiden, um an eine andere Frau zu kommen, weil man der Meinung ist, die Ehefrau ist nicht mehr so attraktiv. Gerade hier setzt der Islam an, der uns nahe legt, dass man nicht nur seines geschlechtlichen Triebes willen heiratet, sondern um Allahs willen. Ein Muslim sagt sich eben: ›Ich heirate diese Frau beziehungsweise diesen Mann um Allahs willen, mag sie jetzt hübsch sein und in zehn Jahren hässlich.‹ Ein Muslim glaubt ja daran, dass er mit dem Ehepartner, den er auf dieser Erde hat, im Pa-

radies weiterleben wird, und dort bekommen sie die absolute Schönheit. Daher ist die Schönheit, die man auf dieser Erde hat, nicht so wichtig, denn die echte Schönheit wird kommen – im Jenseits. Man freut sich eben auf die kommende Schönheit.«

Ohne Weiteres will er nicht ausschließen, eine nicht muslimische Frau zu heiraten, denn es komme auf den »Kern des Menschen« an. Für eine Vermählung reiche dieser völlig aus.

»Man kann auch über keinen vorurteilen, weil er kein Muslim ist oder den Islam nicht kennengelernt hat, oder mit dem Islam nichts zu tun haben will. Wenn er nicht will, dann ist es auch in Ordnung. Es kommt auf den Kern des Menschen an; wenn er ein guter Mensch ist, dann spielen die anderen Bereiche nicht die zentrale Rolle.«

Als integrationshemmend hat er den Islam nicht erlebt. Benjamin bezeichnet den Islam als integrationsfördernd, weil der Islam mit seinen Werten für ein gedeihliches und harmonisches Zusammenleben aller Menschen eintritt.

»Der Islam ist mit seinen Werten wie Gastfreundschaft, Barmherzigkeit, Liebe, Toleranz sogar integrationsfördernd. Integration erfordert ja ein gegenseitiges Kennenlernen. Eben diese Werte fordern ja einen Muslim auf, einen guten Umgang zu pflegen und mit der Gesellschaft gut zu leben und sich dabei nicht zurückzuziehen.«

Zum Verhältnis von Islam und Demokratie führt er aus, dass sie sich nicht widersprechen, sondern ohne Weiteres vertragen. Er ist darüber hinaus der Überzeugung, dass der Islam ein demokratisches Verständnis verstärkt, eben weil der Muslim alle Menschen als Geschöpfe Gottes und als Nachkommen Adams und Evas ansieht.

»Also, man muss sich erst fragen: ›Was versteht man unter Demokratie?‹ Darunter verstehe ich die Freiheiten: Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Religionsfreiheit, Entscheidungsfreiheit und so. Und das gibt es ja auch im Islam. Von daher würde mir nichts Gegenteiliges aus dem Islam einfallen. Im Gegenteil, das wird vom Islam bestärkt. Ich würde den Islam demokratiefreundlich bezeichnen, sogar demokratiesfördernd. Auch macht der Islam keinen Unterschied zwischen den Menschen, denn Allah hat alles auf dieser Welt erschaffen. Er hat die Menschen unterschiedlich erschaffen, weil er die Vielfalt liebt. Er hat keinen hervorgehoben, er hat alle gleich erschaffen, letztendlich sind alle liebenswert, interessant und es wert, kennengelernt zu werden. Von daher wird Toleranz im Glauben großgeschrieben. Und da wir alle letztendlich über sieben Ecken verwandt sind – es fing ja mit Adam an –, wär's schwachsinnig, hier Unterschiede zu machen. In der Demokratie sollte man auch

die Vielfalt bewahren und schützen. Ich denke, Islam und Demokratie vertragen sich gut.«

Anderen Thesen, die dem Islam eine demokratiefeindliche Haltung unterstellen, widerspricht Benjamin bildhaft:

»Dass der Islam nicht gegen Demokratie gerichtet ist, kennen wir auch aus der Geschichte. Gerade im Mittelalter hatten wir Europäer mit Demokratie, mit Menschenrechten, mit Vielfalt und so große Probleme. Viel Blut ist geflossen, viele Menschen mussten sterben, weil sie Juden waren oder weil sie nicht ins Bild passten. Gerade in diesem Zeitalter waren die Muslime mit ihrem Glauben weit voran, viel fortschrittlicher, und nahmen auch Menschen in Schutz vor den Europäern. Juden und politisch Verfolgte hatten in der Türkei Zuflucht gefunden. Alles das ist leider in Vergessenheit geraten und jetzt werfen wir Europäer dem Islam eine Demokratieuntauglichkeit vor. Komisch, nicht wahr?«

Zwang und Gewalt sind für ihn religionsfeindliche Begriffe, die niemals eine Anwendung finden können – schon gar nicht in der Religion. Man wird gläubig *mit dem Herzen und nicht durch Zwang*. Solche Personen oder Gruppierungen, die Zwang und Gewalt mit religiösen Motiven legitimieren, sind ihm deshalb ein Gräuel, weil sie »vom Neid und von Satan gelehrt« werden, gleichviel ob sie sich als Muslime oder Nichtmuslime bezeichnen.

»Auf gar keinen Fall kann ich es als ein Muslim, der seine Religion ernst nimmt und über alles liebt, tolerieren.«

Nach seiner Überzeugung lehnt der Islam Zwang und Gewalt deshalb ab, weil sonst lauter Heuchler in der Gesellschaft großgezogen würden. Heuchler möchte der Islam nicht aufziehen, daher empfiehlt ihm seine Religion das Gespräch, in dem er mit anderen über seine Religion und Auffassung sprechen kann.

»Wenn du der Meinung bist, etwas muss in der Gesellschaft anerkannt werden, ja dann musst du dafür arbeiten, also Menschen von deiner Meinung überzeugen. Nur dann ist es legitim. Ansonsten: Einfach über die Köpfe der Menschen, einfach von oben herab, etwas aufzuzwingen, wäre unislamisch und unmenschlich. Das würde ich nie als Muslim akzeptieren, auch wenn es inhaltlich irgendetwas mit dem Islam zu tun haben sollte.«

Der Gewalt will er sich nur bei ernstlicher Bedrohung und Unterdrückung bedienen:

»Nur das gestattet der Islam: Selbstverteidigung oder Notwehr. Sonst darf der Mus-

lim, ja an sich alle Menschen auf dieser Welt, nichts mit Gewalt, Kampf, Krieg zu tun haben.«

Er fordert, dass die Regierungen der Weltstaaten mit gutem Beispiel vorangehen, indem sie ihren Mitbürgern bewusst machen, dass Gewalt und Zwang schlechthin keine zulässigen Mittel zur Problemlösung sind.

»Aber, wenn einige Staaten ungerecht und mit Gewalt ihre Bürger einschüchtern oder andere Länder oder Menschen angreifen, dann kann man vielen Menschen nichts mehr erzählen. Wenn jemand sich schlecht behandelt fühlt oder erniedrigt fühlt, dann wird er zornig.«

Der Islam fasziniert ihn auch darin, dass er Menschen in Not und Qual besänftigt und zur Geduld aufruft, womit Gott verspricht, im Jenseits Gerechtigkeit walten zu lassen und die Tyrannen hart zu bestrafen.

»Auch hier setzt der Islam ein. Dieser Gedanke, dieser Glaube schenkt mir also ein friedliches und hoffnungsvolles Leben auf dieser Welt, wo viel Ungerechtigkeiten und Unmenschlichkeiten passieren.«

5.4.2.6 Einstellung und Bindung an Moschee und Imame

Benjamin ist nur Mitglied eines Vereins, den er mitbegründet hat. Verschiedentlich hat er über einige Organisationen, wie die DITIB, die IGMG, den Islamrat und den Zentralrat, gehört. Intensiv möchte er sich aber mit diesen Organisationen nicht beschäftigen.

»Aber, so richtig über sie habe ich mich nicht informiert, ehrlich gesagt, brauche ich auch nicht, denn ich will nicht hinter Parteien, politischen Organisationen [her]rennen.«

Nicht die Organisationen, sondern der Islam und die dazugehörige Lebensweise interessieren Benjamin. Er nimmt ihre Angebote nur dann in Anspruch, wenn diese den »wahren Islam« vermitteln und von Ideologisierung oder Politisierung absehen. Unzufrieden ist er darüber, dass sich zahlreiche Organisationen eher durch ihre nationale als durch ihre muslimische Identität definieren. Dass Muslime mittlerweile ihre Organisationen oder Moscheegemeinden nach ihrer Herkunftskultur und -sprache strukturieren, erscheint ihm als ein großes Hindernis für den innermuslimischen Dialog und Konsens. Gerade dies sei für einen deutschsprachigen Muslim wie ihn eine Barriere dafür, dass er überall ohne Verständnisschwierigkeiten und Scheu hingehen kann. Er vermisst Örtlichkeiten und Anlaufstellen speziell für deutschsprachige Muslime.

Konkret verlangt er von allen Organisationen, die den Islam und die

Muslime repräsentieren wollen, egal welchem Kultur- oder Sprachraum sie sich zugehörig fühlen, dass sie den Islam in den Vordergrund ihrer Aktivitäten stellen. Sie sollen weder den Islam für irgendwelche Zwecke instrumentalisieren noch sich von irgendeinem anderen instrumentalisieren lassen. Die Universalität und Überparteilichkeit des Islam dürften nicht geschädigt werden. Daher verachtet er Gruppierungen oder Parteien, die den Islam für ihre Ziele missbrauchen.

Innerhalb der muslimischen Gemeinschaften mangele es an einer ganzheitlichen Bildung und Erziehung. Nicht nur oberflächlich und unbedarfö möchte er seine Religion studieren, sondern tiefgehend und versteckend, wozu eine Aufklärung über Sinn und Zweck des Islam notwendig sei.

»Die Frage nach dem Warum muss erörtert werden. Und das sollten die Organisationen auch praktizieren, denn wir leben in einer Welt, wo die Wissenschaft eine wesentliche Bedeutung hat und wir können sie nicht einfach so ignorieren. Gerade der Islam hat doch in der Vergangenheit die Wissenschaft mächtig beeinflusst. Die Muslime waren da die Vorreiter. Warum nicht heute? Ja, weil wir nur hinter Verboten und Geboten herrennen, und nicht den Sinn erklärt bekommen beziehungsweise nicht erklären. Wenn uns etwas nicht passt, dann berufen wir uns auf den Islam und sagen: ›Das ist verboten!‹, obwohl das nicht so ist. Wenn es uns passt, dann machen wir das zum Erlaubten, obwohl es im Islam eigentlich verboten ist. Das muss aufhören.«

Im Ganzen erwartet Benjamin, dass sich die muslimischen Organisationen für die muslimische Gemeinschaft und die Menschen in Deutschland einsetzen und nicht als Interessenvertretung zwischen dem Herkunftsland und Einwanderungsland hin- und herpendeln, sich schon gar nicht für die Herkunftspolitik und -parteien instrumentalisieren lassen.

»Der Haupttenor, den ich rüberbringen möchte, ist, dass man auch seinen Glauben hinterfragt und sich aktiv mit seinem Glauben auseinandersetzt. Das soll nicht unterbunden werden, denn je mehr man sich mit seinem Glauben auseinandersetzt, umso mehr Gewissheit wird man erlangen. Man wird das Logische und den Sinn sehen und dann kann man mit Nichtmuslimen sich besser unterhalten. Man wird dann nicht selbst für Missverständnisse verantwortlich sein. Dann werden wir auch richtig verstanden werden. Aber wenn wir unseren Glauben nicht kennen, aber so tun, als wüssten wir vieles darüber, und dann auch so sprechen und auftreten, ja, dann werden sich eben die Vorurteile verstärken, da man ja nicht den Islam vermittelt, sondern seine egozentrische Betrachtungsweise, was ja von der Gegenseite nicht bemerkt wird.«

Regelmäßig zum Freitagsgebet besucht er eine Moschee. Dabei erstrebt er den Segen Gottes. Überdies kann er sich in der Moschee mit anderen

Gläubigen austauschen und mit ihnen diskutieren. An anderen Werktagen ist sein Moscheegang sehr sporadisch, oft aber aufgrund universitärer und beruflicher Verpflichtungen unmöglich. Lediglich im Monat Ramadan sucht er fast täglich eine Moschee zum Gemeinschaftsgebet auf.

Wenn er das Wort Moschee hört, denkt er erst einmal an ein Gotteshaus, an ein Gebetshaus, an einen sauberen und schönen Gebetsort. Er vermisst Moscheen, wie sie in Syrien oder der Türkei zu sehen sind.

»Ich war in Syrien und Istanbul. Da sieht man sofort, wo die Moschee ist. Es ist auch so schön gebaut und dann gehst du auch gerne hin. Du siehst sie sofort. Aber hier ist das nicht möglich. Eigentlich gibt es hier keine richtigen Moscheen. Das sind ja nur angemietete Räume. Es gibt auch leider keine deutschsprachigen Moscheen, wo zum Beispiel die Predigt auf Deutsch artikuliert wird. Es gibt jetzt nur eine in Wedding. Ich würde es stark befürworten, wenn es mehr Moscheen gäbe, die prächtig klar im Stadtteil zu sehen sind.«

»Vorbild in Wort und Tat und natürlich Wissen«, so stellt Benjamin sich einen guten Imam vor, der allerdings auch offen und ehrlich sein soll. Beispielsweise erwartet er von einem Imam, wenn er auf eine Frage nicht antworten kann, dies offen einzugehen. Er verlangt von allen, die dienstlich oder außerdienstlich den Titel Imam tragen, sich einer ständigen Weiterbildung zu unterziehen.

»Ich weiß nicht, inwieweit die Imame in der heutigen Zeit dazu ausgebildet sind, das zu vermitteln. Falls nicht, dann sollten sie hierzu sich weiterbilden. Diese ›Warum-‹Schiene ist sehr wichtig. Damit meine ich nicht, dass mir die Verbote und Gebote nicht so wichtig sind, aber die Imame sollten den Sinn – also: warum, wieso und weshalb – in den Vordergrund stellen.«

Ein solcher Imam könnte die Lebensweise und -einstellung von Benjamin sehr wohl positiv bestärken, wozu es aber bisher nicht gekommen ist, weil er die Predigten nicht verstehen kann, die nicht in deutscher Sprache abgehalten werden. Wie oben bereits bemerkt, ist Benjamin den Werken des Gelehrten Said-i Nursi zugetan. Diesen Büchern verdankt er sein jetziges Verständnis und seinen Blickwinkel.

Nach seiner Meinung benötigen die muslimischen Jugendlichen sichtbare Vorbilder. Solche Vorbilder könnten die Imame werden, wenn sie die Jugendarbeit qualifiziert betrieben und dazu über professionelle Bildung und die Sprache der Jugendlichen verfügen.

5.5 Dominik – »Religion ist Quelle für den Lebenssinn.«

Zur Interviewsituation

Dominik lernte ich durch meine E-Mail-Aufrufe kennen. Nach häufigem E-Mail-Austausch konnten wir einen gemeinsamen Gesprächstermin finden. Wir verabredeten uns zu einem Treffen in einem Café an einem Samstagnachmittag.

5.5.1 Wer ist Dominik?

Dominik stammt ursprünglich aus Ungarn und kam vor 17 Jahren mit ihrer Mutter nach Deutschland. Seit einem Jahr besitzt sie die deutsche Staatsbürgerschaft und ist inzwischen 24 Jahre alt. Nach ihrem Abitur absolvierte sie eine Ausbildung zur Fremdsprachenassistentin. Derzeit studiert sie Publizistik und Hungarologie. Vor drei Jahren hat sie sich nach langjährigem Selbststudium über Religionen für den Islam entschieden, weil sie hier ihre innere Ruhe und Stärke entdeckt hat.

Dominik ist mit ihrer Mutter aufgewachsen, zu der sie ein normales Verhältnis hatte – bis sie zum Islam übertrat.

»Aber als ich zum Islam konvertierte, war meine Mutter gegenüber mir sehr grob. Denn sie akzeptiert bis heute nicht, dass ich meinen Glauben gewechselt habe. Sie versuchte auch anfangs, mir den Islam auszureden und sogar Druck auszuüben, dass ich wieder eine Christin werde. Über ein Jahr musste ich mir vieles anhören, Beschimpfungen und vieles mehr. Sie hat es nicht wahrnehmen wollen.«

Nachdem Dominik sich auch für eine bewusste Ausübung islamischer Regeln entschlossen hatte, wurden die Attacken ihrer Mutter stärker.

»Und als ich mir den Kopftuch anlegte, da wurde sie wieder sehr ernst – obwohl sie als Christin in Ungarn das Kopftuch aus unserer Verwandtschaft kannte, weil einige meiner Verwandten, die älteren vor allem, auch ein Kopftuch tragen. Trotzdem hat sie das nicht akzeptiert. Jetzt, wo ich ausgezogen bin, ist etwas Ruhe eingekehrt, aber sie möchte weiterhin, dass ich den Islam faktisch verlasse und betet dafür, dass ich wieder zurückkehre.«

Dominik befürwortet es, dass Menschen im jugendlichen Alter die islamischen Regeln befolgen. Zu dieser Einsicht ist sie durch ihr langes Studium der Religionen und speziell des Islam gelangt.

»Ich weiß, wen ich warum anbete. Das ist der Schöpfer des Universums – Allah! Ich kann die muslimischen Jugendlichen, die den Islam nicht leben, nicht verstehen.

Ich habe erst vor drei Jahren diese Schönheit entdeckt, die hatten es mit der Geburt. Dass einige unter ihnen diese Chance nicht wahrnehmen, finde ich sehr traurig. Ich denke, wenn sie den Islam auch richtig praktizieren würden, dann wären auch viele von ihnen noch erfolgreicher und hätten keine Probleme mit Drogen, Alkohol, Kriminalität; in der Schule wären sie bestimmt fleißiger. Der Islam legt auf Moral und Respekt großen Wert. Das ist, was heute bei vielen Jugendlichen, aber auch Erwachsenen fehlt.«

Damit die religiösen Gebote im jugendlichen Alter praktiziert werden, komme den Eltern eine wesentliche Rolle zu. Gleichwohl sollten die Eltern bei ihren Erläuterungen über die religiösen Dogmen vorsichtig sein, sonst könnten ihre Bemühungen das Gegenteil bewirken.

»Meine Mutter hat mich streng christlich erzogen, deshalb war ich auch bis vor drei Jahren streng christlich. Aber viele Sachen konnte ich nicht verstehen, sie waren zu unlogisch für mich, wie die Dreifaltigkeit. Keiner konnte diese mir logisch erklären. Ich habe innerlich keine Ruhe gehabt. Ich habe dann mich über andere Religionen sachkundig gemacht und entdeckte dabei den Islam, den ich vor drei Jahren annahm. Mir war meine Mutter eine große Hürde. Sie sieht bis heute nicht ein, dass ich Muslima geworden bin und wenn wir zusammenkommen, dann erzählt sie mir immer wieder, dass ich einen großen Fehler gemacht habe und ich im Jenseits nicht in den Himmel kommen werde.«

Gegenwärtig hat sie wegen ihres Studiums kaum Zeit für freizeitliche Aktivitäten. Neben einem Fitness-Studio besucht sie zweimal in der Woche einen Mädchentreff, der auf Initiative einiger junger Muslima gegründet wurde, aber auch von interessierten Nichtmuslima gern besucht wird. Neben der Weiterbildung über den Islam bemühen sie sich ehrenamtlich, soziokulturelle Aktivitäten für Mädchen und Frauen zu organisieren. Besonders setzen sie sich für den Dialog der Religionen und Kulturen sowie für Gleichberechtigung ein. Dominik nimmt in dieser Initiative trotz ihrer knappen Freizeit eine zentrale Rolle ein. Sie bemängelt die Freizeitangebote muslimischer Organisationen für Mädchen und Frauen und fordert vor allem sportliche Möglichkeiten, da die kommunalen und anderen Sportvereinigungen die speziellen Bedürfnisse muslimischer Frauen nicht in ihre Konzeptionen einbeziehen.

Besonders ihr Entschluss, die islamischen Bekleidungsvorschriften zu befolgen, stieß auf Unmut:

»[M]ein Leben im Islam ist anders als früher, obwohl ich eigentlich derselbe Mensch bin. Die Menschen gehen jetzt mit mir ganz anders um. Leider!«

Neben dieser Art von Kontroversen beklagt sie sich darüber, dass die Mo-

scheen bzw. islamischen Gebetsstätten durchaus nicht sogleich erkennbar sind. Als eine Muslima bemängelt sie auch, dass die hiesigen Moscheegemeinden nicht für ausreichende Gebetsräume für Frauen sorgen.

»Dort sind manchmal auch keine Plätze für die Frauen, wenn wir nicht genau zu den Gebetszeiten hingehen, weil dort dann die Kinder sind oder etwas anderes.«

Dass sie in einigen Seminaren ihres Studienganges ständig die einzige Muslima ist, stört sie ein wenig.

»Ich werde immer so komisch angesehen, wenn ich auch in der Uni bin. Es gibt Seminare, wo ich die einzige Muslima bin, und dort guckt sogar der Dozent mich komisch an, so nach dem Motto: ›Was sucht sie denn hier?««

Damit der Islam und die Muslime in Deutschland voll anerkannt werden, müssten ihrer Meinung nach vor allem die Muslime in dieser Gesellschaft tugendhaft sein sowie sich weiter aktiv mit und in der Gesellschaft engagieren. Auf jeden Fall dürften sie sich von den aktuellen Diskriminierungen nicht irritieren lassen.

5.5.2 Dimensionen der Religiosität

5.5.2.1 Die Dimension des Glaubens

Das Hauptmotiv dafür, dass Dominik den Islam angenommen hat, ist das islamische Gottesbild. Allah ist für sie der Schöpfer des Universums, der einzige und unabhängig, gnädig und barmherzig und zugleich Richter im Jenseits ist.

»Nur er kann und wird über die Geschöpfe richten und sie belohnen oder für die schlechten Taten bestrafen.««

Der Koran ist für sie die letzte und endgültige Offenbarung Gottes. Sie ist überdies der festen Überzeugung, dass nach dem Tode alle Menschen von Gott zu einem ewigen Leben auferweckt werden. Ohne das ewige Leben sieht Dominik das diesseitige Leben als widersinnig an, weil die Menschen auf dieser Welt weit weg von der wahren Gerechtigkeit behandelt würden. Im Jenseits werde jeder seine Gerechtigkeit erhalten.

5.5.2.2 Die Dimension der religiösen Praxis

Ein Leben mit Gebeten ist für Dominik ein *gesegnetes Leben*. Insofern kann sie sich auch eine Religion ohne Gebete nicht vorstellen, weil die Religion keine tatenlosen, sondern tätige Menschen zum Ziel hat.

»[U]nd das ist nicht nur im Islam so, denn Allah sagt im Koran: ›Ich habe die Menschen erschaffen, damit sie mir dienen.‹ Ohne Gebete kann man auch gläubig sein, aber es würde etwas Wichtiges fehlen. Aus diesem Grund bete ich, seitdem ich zum Islam konvertierte, fünfmal täglich.«

Dem Gebet folgend misst sie dem Fasten im Monat Ramadan ebenfalls große Bedeutung bei.

»Mit dem Islam lernte ich auch das richtige Fasten kennen. Ich faste auch gerne, denn hier kann ich so richtig mitfühlen und mithungern, wie etliche Menschen es ja tagtäglich auf dieser Erde tun müssen, da sie weder zu essen noch zu trinken haben.«

Entsprechend ihrer gegenwärtigen Einstellung plant sie die islamische Trauung (*Nikah*) bei ihrer Vermählung ein, denn »man gibt sich vor Allah das ›Ja‹ und bittet um seine Gnade und seinen Segen«. Ihre Lebenswelt wird vom Islam insofern maßgebend geleitet, als sie während ihres Handelns den islamischen Verboten und Geboten besondere Beachtung schenkt. Der Islam ist für sie eine kohäsive Kraft, die gleichzeitig ihr Leben vor Gefahren und Exzessen bewahrt.

»Zum Beispiel halte ich mich, seitdem ich Muslima bin, noch bewusster von Lügen, Kränkungen anderer oder von zeitvertreibenden Treffen fern. Wenn ich beispielsweise aus irgendeinem Grund lügen sollte, dann fühle ich mich innerlich nicht gut. Ich entschuldige mich dann sofort. Alkohol und Haschischpartys, die ich aus meiner vorislamischen Zeit kannte, auch wenn ich mich daran nicht beteiligte, sind jetzt absolut tabu für mich. Das Neinsagen gegen solche unsittlichen Sachen habe ich vom Islam.«

5.5.2.3 Die Dimension der religiösen Erfahrungen

Religion gehöre »zum Leben wie Brot und Wasser«, sei die Bezugsquelle für ihren Lebenssinn. Eine Religion sei dann die wahre, wenn sie auf Gottes Offenbarungen beruhe. Nach Dominiks Auffassung hat sie mit ihrem Übertritt zum Islam den Glauben gefunden, den sie mit ihrem Gewissen vereinbaren kann, mit dem sie besonders Frieden, Hoffnung, Nächstenliebe, Glückseligkeit, Fleiß und Menschenwürde verbindet.

5.5.2.4 Die Dimension des religiösen Wissens

Dominik strahlt eine begeisterte Motivation aus und ist gewillt, ihre Wissenslücken über den Islam durch die Weiterbildungsaktivitäten in dem Mädchentreff und durch Selbststudium zu schließen. Momentan versucht sie die arabischen Buchstaben zu erlernen, damit sie den Koran in Ara-

bisch lesen kann. Auch sonst liest sie gern. Sie vermisst deutschsprachige Publikationen über den Islam. Für sie sind die erhältlichen Publikationen über den Islam überwiegend unvollkommen oder polemisch.

»Man soll also sehr vorsichtig diese Bücher genießen, auch wenn sie ein Muslim geschrieben hat.«

5.5.2.5 Die Dimension der Konsequenzen aus religiösen Überzeugungen

Dominik wird, weil sie durch den Islam wieder einen Halt, eine Orientierung erlangt hat, ihre Kinder nach religiösen Prinzipien und nach den Vorgaben des Korans erziehen. Hierzu gehört, dass sie ihre Kinder zeitig mit den religiösen Lebensregeln vertraut machen wird.

Sie ist der Meinung, dass viele muslimische Kinder und Jugendliche – und selbst deren Eltern – heutzutage desinformiert über den Islam sind. Daher appelliert sie, dass nicht alles, was von einem Muslim dargeboten wird, sogleich mit dem Islam gleichzusetzen ist. Sie empfiehlt, die Handlungsweisen von Muslimen nicht ohne Weiteres hinzunehmen, sondern deren authentischen Bezug zum Islam zu erforschen.

»Viele von uns sind unaufgeklärt über den Islam und haben auch nicht den Islam anerzogen bekommen. Man soll deshalb auch nicht alles dem Islam zuweisen, was man von einem Muslim vorgestellt bekommt. Also wir sollten nicht automatisch die Verhaltensweisen von Muslimen dem Islam zuschreiben, wir sollten sie hinterfragen. Ich habe am Anfang das nicht gemacht, bis ich merkte, dass viele Muslime den Islam nur durch Hören kennen und mehr Traditionen und Bräuche in ihrem Leben haben als islamische Regeln. Ich versuche jetzt, durch intensives Hinsehen und Hinterfragen, den Islam, den wahren Islam, kennenzulernen und dann zu praktizieren.«

Ihre Übereinstimmung mit dem islamischen Verbot des vor- und außerhelichen Geschlechtsverkehrs kommentiert sie auf diese Weise:

»Ich finde es sehr, sehr wichtig, denn heute geht man gerade in diesem Bereich sehr respektlos miteinander um. Gerade als Neu-Muslim und Frau bin ich mit diesem Verbot sehr, sehr glücklich und einverstanden. Eben wir Frauen haben ja darunter zu leiden, dass die Männer einfach sich ausleben und wir, wenn wir mitmachen und ihm uns anvertrauen, dann die großen Verlierer sind. Die können sich aus dieser Verantwortung schleichen und wir Frauen müssen dafür bluten.«

Über eine Heirat mit einem nicht muslimischen Mann hat sie sich im Augenblick keine Gedanken gemacht, aber sie kann sich nicht vorstellen, mit einem Mann eine Ehe zu schließen, der nicht vorbehaltlos an Gott glaubt. Das ist ihr derzeitig wichtigstes Kriterium für den idealen Bräutigam.

Der Islam fördert ihre persönliche Identität, indem sie sich an den islamischen Prinzipien orientiert, und zugleich ihre Integration in die Gesellschaft.

»Ich denke, dass die muslimischen Frauen mehr Probleme mit der Integration haben als die Männer. Das heißt nicht, dass die muslimischen Frauen sich nicht integrieren möchten, sondern einige in dieser Gesellschaft akzeptieren uns nicht und unterstellen uns vieles. Man stößt uns aus, gleichzeitig aber wird uns vorgeworfen, wir isolierten uns und seien nicht integrationswillig.«

Für sie ist offensichtlich, dass der Islam Gewalt ausdrücklich ausschließt, wenn auch zurzeit Personen einzeln oder gemeinschaftlich gewaltsam auftreten.

»Also gerade im Islam habe ich den Wert des Friedens schätzen gelernt, auch wenn aktuell das Gegenteil behauptet wird. Danach leite ich dann für mich ab, dass ich mir nicht vorstellen kann, andere Menschenleben irgendwie zu gefährden oder gar zu töten.«

5.5.2.6 Einstellung und Bindung an Moschee und Imame

Dominik geht mehrmals und gerne – bis zu viermal in der Woche – in die Moschee, weil sie einen regelmäßigen Dialog mit Muslimen als elementar erachtet.

»Gerade als neue Muslima brauche ich diesen Austausch. Die gemeinschaftliche Atmosphäre ist rein und herzlich.«

Mit dem Begriff Moschee verbindet sie hauptsächlich das individuelle und gemeinschaftliche Gebet. Daher erwartet sie von den Moscheegemeinden, dass sie die Muslime zusammenbringen. Um diese kurrente Zusammenkunft muslimischer Gläubiger zuwege bringen zu können, sollen sie den Gläubigen einen Raum bieten, wo sie sich unbefangen begegnen und einschränkungslos ihren Glauben praktizieren können.

Ein guter Imam sei eine Vertrauensperson, die rechtschaffen ist sowie ein solides Wissen über den Islam habe, das er auch pädagogisch vermittelt. Des Weiteren erwartet sie von den Imamen, dass sie sich fortwährend weiterbilden und mit muslimischen Jugendlichen nachhaltig im Gespräch stehen. Die deutsche Sprache gehört für sie zum Standardrepertoire eines Imams in Deutschland.

Dominik bekümmert, dass sie mit vielen Imamen nicht unmittelbar kommunizieren kann, da sie ihre Predigten entweder auf Türkisch oder Arabisch halten. Sie beklagt die Fixierung der muslimischen Organisationen

auf türkisch- oder arabischsprachige Muslime. Dementsprechend haben die Imame auf ihre Lebensweise und Lebenseinstellung einen nur mittelbaren Einfluss. Gleichwohl ist sie sich der Möglichkeiten der Imame bewusst.

»Aber ich sehe das von einigen Jugendlichen, dass sie positive Entwicklungen machen. Ich habe letzte Woche gesehen, wie ein 20-jähriger Muslim mithilfe von einem Imam aufgehört hat, schlechte Sachen zu machen. Der junge Imam hatte seit Monaten sich diesem Jungen gewidmet, als dessen Mutter den Imam darum gebeten hatte. Er hatte mit ihm viel gesprochen. Er hatte schon einige Anzeigen wegen Körperverletzung und Drogenmissbrauch bekommen. Noch eine schlechte Tat, dann wäre er bestimmt im Gefängnis. Jetzt ist der Junge wie neugeboren. Er konzentriert sich wieder auf seine Ausbildung. Die Mutter ist sehr glücklich. Die Mutter habe ich in diesem Mädchentreff kennengelernt, als wir die Mütter von diesem Mädchentreff zu einem Austausch eingeladen hatten. Gerade solche Arbeit ist heute wichtig, denn viele Jugendliche, egal ob Muslim oder Nichtmuslim, haben mit Drogen, Gewalt, Alkohol, Sexualität große Probleme.«

5.6 Stefan – »Ich habe mit dem Islam die Ruhe und Schönheit gefunden.«

Zur Interviewsituation

Als ich in einer Bar nach Interviewpartnern Ausschau hielt, hat mich eine Gruppe von türkisch-arabischen Jugendlichen auf den folgenden Interviewpartner aufmerksam gemacht. Ich bat sie, mich mit dieser Person bekannt zu machen. Daraufhin gab mir einer aus der Gruppe seine Telefonnummer. Gleich tags darauf habe ich diese Person angerufen, um ihn nach seinem Interesse an einem Gespräch zu fragen. In unserem Telefonat erzählte ich ihm mein Anliegen, das er sehr spannend und unterstützungswürdig fand. Wir konnten uns daher sehr schnell auf einen Termin bei mir zu Hause einigen.

5.6.1 Wer ist Stefan?

Stefan ist 24 Jahre alt und in Brandenburg geboren. Seit 1996 lebt er in Berlin. Er ging nach seinem Abitur zur Bundeswehr. Nach dem Militärdienst wurde er zum Groß- und Außenhandelskaufmann ausgebildet, als der er derzeit in Berlin arbeitet. Bis vor Kurzem hatte er zu keiner Religion eine Beziehung, er war streng atheistisch. Religion und religiöse Themen waren ihm gleichgültig. Für Menschen, die sich einer Religion hingaben, war er überhaupt nicht zugänglich. Erst als sein bester Freund durch einen Autounfall ums Leben kam, bedrängten ihn viele unbeantwortete Fragen.

Er machte sich »auf den Weg«, um nach Antworten auf diese Fragen, die ihn monatelang quälten, zu finden. So hat er intensiv Religionen studiert. Er durchforstete zahlreiche Publikationen über den Buddhismus, das Christentum und den Islam. Nach einiger Zeit konzentrierte er sich ausschließlich auf den Islam, weil er dort auf überzeugende und ihn zufriedenstellende Antworten stieß. Nach einer gründlichen und erschöpfenden Beden- und Forschungszeit konvertierte er im April 2003 zum Islam. Er begründet diesen Schritt auch damit, dass ihm »innerer Frieden und Ein- klang« im Islam zuteil wurde, den er anderweitig nicht finden konnte.

»Normalerweise verkehrte ich mit vielen, vielen Menschen, denn ich war DJ in Discos. Aber hier habe ich keine Antworten auf meine Fragen finden können. Von Tag zu Tag sah ich, wie ich in der Gosse zu landen schien, Drogen und Alkohol waren ja in solchen Szenen. Ich war sehr unzufrieden mit mir. Daraufhin habe ich in der Schule mit meinen Freunden auch darüber gesprochen. In meiner Klasse waren einige Muslime, die ich auch beneidet habe, die immer so ruhig, hilfsbereit und ehrlich waren. So kam ich auch mit ihnen ins Gespräch.«

Schon zuvor war er in seiner Lebenswelt enttäuscht, auch weil ihn sein Freundeskreis in wachsendem Maße in die Alkohol- und Drogenszene hineinzog. Der Übertritt zum Islam war für Stefan ein zusätzlicher Grund, sich von dieser Szene zu lösen. Mit dem Islam hat sich sein Freizeitverhalten zum Guten gewendet. Gegenwärtig treibt er Fitness und spielt gern mit seinen Freunden Basketball. Leidenschaftlich engagiert er sich in interreligiösen Dialogen und arbeitet ehrenamtlich in einigen Jugendinitiativen und in einem Sportklub mit.

Sehr mutig seien die muslimischen Einrichtungen, die sich ohne jegliche Unterstützung seitens des Staates und der Kommunen organisieren und für die soziokulturellen Belange der Muslime einsetzen.

Von den Moscheegemeinden und muslimischen Einrichtungen erwartet er, dass sie ihre Angebotsstruktur weiter ausbauen und ihre Entschlossenheit trotz aller Hindernisse nicht verlieren. Eben deshalb fordert er von den Moscheegemeinden und muslimischen Einrichtungen, dass sie sich gegenseitig unterstützen und miteinander kooperieren, damit die Gemeinden und Einrichtungen ihr Angebotsprogramm besser organisieren können. Die muslimischen Einrichtungen sollen vermehrt den »Geschmack der Jugendlichen« treffen, indem sie beispielsweise mehr Sportveranstaltungen, Ausflüge, Reisen sowie kulturelle und soziale Aktivitäten organisieren.

Stefans Eltern – selbst nicht gläubig – haben Stefans Annahme des Islam bis heute nicht akzeptiert.

»Als sie gehört haben, dass ich den Islam angenommen habe, waren sie sehr, sehr sauer und haben mich abgelehnt. Sie haben mir nur Argumente vom Fernsehen

und Zeitungen gebracht, so Zeitungsausschnitte. Mir haben sie nicht zuhören wollen.«

Trotz der Ablehnung seiner Eltern versucht er, seine Eltern durch häufige Besuche und Telefonate zu überzeugen, dass sie sich zu Unrecht Sorgen machen. Stefan wünscht sich, dass seine Eltern sein jetziges Leben im Islam – ohne Drogen, Alkohol und Gewalt – honorieren. Dass er sehr spät mit der Religion und viel später mit dem Islam in Berührung kam, ist der religionskritischen Gesinnung seiner Eltern geschuldet. Sie seien daher nicht vorbildlich. Sowohl seine Mutter als auch sein Vater scheuen keine Mühen, Stefan davon zu überzeugen, dass der Islam für ihn nicht gut sei. Stefan hingegen bedrückt dieses Verhalten seiner Eltern, da sie seinen positiven Lebenswandel durch den Islam ignorieren.

Dass er sich von der Drogen-, Alkohol- und Gewaltszene befreien konnte, verdankt er vor allem den »eindeutig formulierten Geboten und Verboten« im Islam. Weil er im Islam eine menschliche Perspektive, Geborgenheit und Ordnung für sein Leben gefunden hat, rät er anderen muslimischen Jugendlichen die Befolgung islamischer Regeln.

»Da Islam und andere Religionen auf Moral großen Wert legen, denke ich, ist doch gut, wenn die Jugendlichen diese in ihr Leben einbauen. Aber als Jugendliche hat man enorme egoistische Vorstellungen und man will nur Freiheit, keine Pflichten.«

Bei der Frage, welchen Eindruck die Situation der Muslime in Deutschland auf ihn macht, lenkt er den Blick auf die Muslima. Für Stefan haben die muslimischen Mädchen und Frauen mehr Schwierigkeiten in dieser Gesellschaft als die muslimischen Jungen und Männer, weil sie aufgrund ihrer Bekleidungsart unwillkürlich im Fokus stehen. Besonders belastend sei die sogenannte »Kopftuchdebatte«, die das Leben muslimischer Mädchen und Frauen in Deutschland anhaltend erschwert.

Bisher hat Stefan keine Diskriminierungen wegen seiner muslimischen Identität erfahren, bis auf das eine Mal:

»Wir hatten versucht, für gewisse Veranstaltungen Räumlichkeiten zu bekommen. Wenn man das Gespräch anfängt, hört man ja, sie würden uns gerne unterstützen. Wenn wir sagen: ›Wir sind von der muslimischen Gemeinde‹, dann werden uns Steine in den Weg gelegt, und sie lehnen unser Anliegen schlitzohrig ab. Sie sagen uns: ›Ja, leider sind diese Räume bereits belegt!‹ oder ›Der Ansprechpartner für diese Räume ist im Urlaub oder krank!‹ Aber von der Mimik können wir ablesen, dass sie eigentlich, weil wir eben Muslime sind, es nicht uns geben möchten.«

Damit der Islam und die Muslime in Deutschland voll anerkannt werden, müssen nach Stefan die Muslime untereinander mehr Kontakte wagen und dafür Sorge tragen, dass der Islam wahrheitsgetreu und original dar-

gestellt wird. Die unterschiedlichen Nationalitäten der Muslime dürften kein Anlass für Zank und Zwietracht sein, sondern sollten einen Konsens fördern.

5.6.2 Dimensionen der Religiosität

5.6.2.1 Die Dimension des Glaubens

Stefan beschreibt sein Gottesbild, indem er Gott als den Erhabenen und Erhalter des Universums bezeichnet.

»Gott ist in meinem Herzen, allbarmherzig und allgnädig. Möge er mich zu seinen Geschöpfen zählen und mich segnen.«

Es sei Ansichtssache, den Koran und die Sunna mit den Attributen »veraltet« und »unmodern« zu belegen, denn »was jemand für veraltet oder unmodern hält, kann ich für sehr modern und zeitgemäß halten.«

»Es gibt zwar einige Verse im Koran, die heutzutage missinterpretiert werden, die aus dem Kontext herausgerissen werden, was auch Muslime machen, die keine Ahnung davon haben. Das macht man auch mit der Bibel oder der Thora. Man sollte mit solchen Äußerungen sehr vorsichtig sein.«

Bevor er zum Muslim wurde, hatte er geglaubt, dass mit dem Tod alles beendet sei. Doch inzwischen ist er von diesem Standpunkt abgewichen. Daher bemüht er sich um ein »gottgefälliges Leben«, damit er nach dem Tode ein gesegnetes ewiges Leben im Paradies von Gott zugewiesen bekommt.

»Ich finde beim Islam auch sehr positiv, dass er zum Tod und zum Jenseits logisch Stellung nimmt. Mit dem Tod endet laut Islam das Leben nicht, sondern beginnt erst recht.«

5.6.2.2 Die Dimension der religiösen Praxis

»Ohne Gebete ist mein Leben bedeutungslos. Also ich kann mir ein Leben ohne Gebete überhaupt nicht vorstellen. Nein, auf gar keinen Fall! Als ich noch kein Muslim war, war das auch eine Frage, die mich beschäftigt hat.«

In kurzer Zeit hat Stefan den Sinn der Gebete für sein Leben bemerkt und hielt das fünfmalige Beten am Tag ein. Er empfindet die täglichen Gebete nicht als belastend, sondern als »Stresskiller«. Sie geben ihm Energie und Stütze.

Zum ersten Mal in diesem Jahr hat er im Monat Ramadan durchgehend gefastet. Zuvor hatte er für einige Stunden probeweise gefastet. An-

fänglich hatte er mit dem Fasten Probleme, weil ihm diese Art des Verzichts fremd war.

»Es fiel mir anfangs sehr schwer. Ich habe es am Anfang nicht verstanden, wie man so lange ohne Essen und Trinken auskommt und welchen Sinn es haben sollte. Hier habe ich die Muslime nicht verstanden.«

Mittlerweile ist in ihm die Einsicht gereift, dass es den Europäern guttun würde, wenn sie nach der islamischen Art fasten würden, damit sie perzeptibel erleben können, was das Hungerleid tatsächlich auslöst. Das islamische Fasten hat ihm einen Blickwechsel ermöglicht. Früher hatte er sich über den Wert des Lebens, der Lebensmittel u.Ä. eigentlich keine Gedanken gemacht. Jetzt ist ihm mithilfe des islamischen Fastens offensichtlich geworden, dass niemand trotz eines Lebensstils im Überfluss zu keiner Zeit unmäßig handeln und sich nicht der Unterstützung Not leidender Menschen entziehen darf.

»Ich habe in diesem Jahr die Schönheit im Fasten und den Sinn des Ramadan entdeckt. Denn wer mitleidet, der kann seine Dankbarkeit steigern; denn wie soll man sonst den Wert des Lebens, der Lebensmittel in dieser Gesellschaft schätzen? Wir machen uns Gedanken und Sorgen über unser Übergewicht, andere Menschen machen sich Sorgen und Gedanken, was sie heute mit nach Hause nehmen werden, um es mit der Familie zu verzehren.«

Sein Alltagsleben hat sich mit dem Islam tief greifend verändert. Sein alter Freundeskreis, Drogen und Gewalt sind aus seiner Lebenswelt kurzerhand verbannt. Im Moment versucht er sein Wissen über den Islam zu erweitern, um seine Lebensstandards an diese Werte und Regeln zu gewöhnen.

»Meine Freunde und ich haben damals ab und zu uns bekifft und besoffen. Dann sind wir losgezogen, haben anderen etwas vorgespielt, so Angst eingejagt, manchmal haben wir uns auch geschlagen. Vor allem waren wir bei einigen Schlägereien mit dabei. Der 1. Mai war auch ein Tag für meine Freunde, die ihren Spaß suchten, haben bei den Krawallen mitgemacht. Allerdings hatte ich innerlich ein ungutes Gefühl, daher habe ich nach meiner inneren Ruhe gesucht. Und die habe ich im Islam gefunden. Gott sei Dank!«

»Jetzt sehe ich, dass solche Dinge, die mich vorher beschäftigt haben, seit meinem festen Glauben nicht mehr beschäftigen. Mit meinen alten Freunden, die in Drogen und Schlägereien verfallen sind, habe ich auch Schluss gemacht. Ich habe mit dem Islam die Ruhe und Schönheit gefunden. ›Warum bin ich auf dieser Welt? Was ist meine Aufgabe?‹ und andere Fragen kann ich besser beantworten. Ich sehe, dass ich innerlich immer eine Stimme höre, die mich zum Guten aufruft. Wenn ich mal wieder an meine alten Sachen denke, so sage ich mir: ›Wie blöd kann man sein, um solche Sachen zu machen?‹«

5.6.2.3 Die Dimension der religiösen Erfahrungen

Der Mensch benötigt eine Religion, damit er sein Leben ordnen kann, Religion stellt einen Orientierungspunkt dar, so Stefan.

»Ohne Religion ist es sehr leicht, abgelenkt zu werden und sich keine Grenzen zu setzen.«

Der Islam bedeutet ihm darüber hinaus Frieden, Gottesliebe, Menschenliebe, Vorbereitung auf das ewige Leben und ein bewusstes und frommes Leben im Diesseits. Daher wendet er sich in erster Linie seinem Schöpfer zu, wenn er sich in Schwierigkeiten befindet. In solchen Situationen zieht er auch Personen hinzu, zu denen er Vertrauen hat. Er sieht sie aber lediglich als beratende Instanzen an, denn nur bei Gott allein, dem Erretter und Fürsorger, der ohne einen Gegendienst allen hilft, sucht er Beistand.

5.6.2.4 Die Dimension des religiösen Wissens

Stefan ist gewillt, sich weiterzubilden, indem er an Veranstaltungen teilnimmt und sich durch Selbststudium religiöses Wissen über den Islam aneignet. Inzwischen ist er der Meinung, dass er über ein Basiswissen über den Islam verfügt, dessen ungeachtet jedoch noch viel zu lernen hat. Aus diesem Grund liest er gegenwärtig viel, obwohl er dies früher nicht gerne tat. Andere Möglichkeiten wie Weiterbildungskurse über den Islam sind seiner Meinung nach nicht genügend vorhanden.

»Schade! Aber ich hoffe, dass sich das mit der Zeit verbessert.«

5.6.2.5 Die Dimension der Konsequenzen aus religiösen Überzeugungen

Es ist für Stefan elementar wichtig, die Kinder nach den Geboten des Korans zu erziehen. Nach seiner Überzeugung unterscheiden sich die religiösen Grundsätze innerhalb der Weltreligionen nicht wesentlich, weswegen zumindest diese gemeinsamen Grundsätze in der Familie, in der Schule und in der Gesellschaft an Kinder und Jugendliche vermittelt werden können. Dass einige Phobien gegen eine religiöse Erziehung geschürt werden, vermag er nicht zu verstehen.

»Eine religiöse Erziehung ist sehr wichtig, gerade für Jugendliche. Sonst sehen wir ja, zu was das führen kann. Menschen, die den Islam nach ihrer Meinung auslegen oder der zunehmende Werteverfall bei den Jugendlichen, ob es bei den muslimischen oder nicht muslimischen Jugendlichen ist. Respekt, Toleranz, Hilfsbereitschaft, Freundlichkeit, Menschenliebe usw. fehlen.«

Auch wenn Stefan das islamische Verbot des vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehrs grundsätzlich als von großem Vorteil für die Gesellschaft ansieht, fällt es ihm verhältnismäßig schwer, dieses einzuhalten.

»Ich hatte viele intime Beziehungen und habe auch einige Freundinnen gehabt. Anfangs fiel es mir schwer, dieses Verbot im Islam umzusetzen; es ist schwer, dieses sein zu lassen [...].«

Obwohl Stefan über eine Ehe nicht nachgedacht hat, konnte er sich mit dem Gedanken an die Heirat einer nicht muslimischen Frau spontan anfreunden.

Er ist der Meinung, dass der Islam seine Integration in diese Gesellschaft vorangetrieben hat.

»Ich bin ja vor Kurzem konvertiert und bin deutschstämmig. Ich kann jetzt schon sagen, dass ich durch den Islam mich noch besser in diese Gesellschaft integriert habe, denn ich habe meine guten Seiten durch den Islam verstärkt, sodass ich jetzt nicht so viel Ärger mache. Früher habe ich in der Schule mächtig rumgetobt. Ich verhalte mich jetzt besser. Ich bin ehrlicher geworden, habe nicht die Doppelmoral, die man heute öfters sehen kann. Ich bin geduldiger und toleranter geworden. Der Islam stellt meiner Meinung nach kein Hindernis dar, wie es von Politikern und anderen gern dargestellt wird. Ich würde mich freuen, wenn ich die Gelegenheit bekäme, mit diesen Leuten zu sprechen. Ich würde mein Leben als Beispiel darstellen und dann sollten die entscheiden, ob sie Recht haben mit ihren Behauptungen. Sie werden alle beschämkt sein, wenn sie merken, der Islam hilft sogar einem, sich noch besser in diese Gesellschaft zu integrieren und einzubringen. Ich würde mir sehr wünschen, wenn alle diesen Wert erkennen könnten.«

Er unterstreicht, dass ihm der Islam zu einer besseren Beziehung und Haltung zu Menschen verholfen hat. Stefan ist heute um mehr Achtung vor der Würde der Menschen bemüht. Zu den anderen Religionen hat er in seinem islamischen Lebensstil eine positive Haltung.

»Einer der ersten Grundsätze, die ich über den Islam gelernt habe, ist, dass alle Menschen, egal ob Christ oder Muslim und so weiter, Gottes Geschöpfe sind. Der Islam schreibt das auch eindeutig vor: Ein Muslim muss alle, sogar die Tiere, gerecht behandeln und respektieren. Und so eine Religion kann nicht demokratiegefährdend sein.«

Gewalt und Islam seien so disparat und unvereinbar, dass Personen, die sich auf etwas anderes berufen, den Islam missdeuten und missbrauchen.

»Ich denke, mit Gewalt kann man heutzutage nichts erreichen. Es wäre auch nicht

korrekt, wenn man Gewaltakte durch den Islam legitimieren würde. Es ist unislamisch, denn Islam heißt Friede!«

5.6.2.6 Einstellung und Bindung an Moschee und Imame

Da Stefan erst seit Kurzem Muslim ist, sind ihm muslimische Organisationen weitestgehend unbekannt. Die wenigen Vereine, in denen er bisweilen tatkräftig mithilft, sind nicht per se zu islamischen Einrichtungen zu zählen.

Überdies besucht er die Veranstaltungen des »Deutschsprachigen Muslimkreises« und der »Muslimischen Jugend in Deutschland«. Die DITIB kennt Stefan durch seine Moscheebesuche und die Sufiorganisation »Nakschibendi-Orden« durch einige in seinem Freundeskreis. Zu anderen muslimischen Organisationen hat er keinen direkten Bezug, lediglich über Medienberichte hat er von ihnen gehört und gelesen. Er freut sich zwar über das Engagement dieser Einrichtungen, aber

»[...] wenn sie den Islam für ihre Ziele benutzen, dann möge Allah sie verfluchen. Bitte um Verzeihung für diesen Ausdruck, aber damit möchte ich klar ausdrücken, wie Muslime über Missbraucher denken.«

Ihm erscheint der organisierte Gedankenaustausch mit Nichtmuslimen nicht ausreichend. Über einige Projekte wie den »Tag der offenen Moscheen« und die Klassenbesuche in Moscheen ist Stefan sehr froh, fordert aber mehr Engagement in diesem Bereich sowohl von muslimischer als auch von nicht muslimischer Seite. Beklagenswert sei auch, wie die muslimischen Organisationen sich organisieren und präsentieren, besonders wenn sie mitunter die nationale statt der religiösen Ausrichtung hervorheben.

Des Weiteren ist Stefan mit der Arbeit der muslimischen Organisationen untereinander unzufrieden.

»Sie können sich nicht mal einigen, wann der Ramadan anfängt. Sie sind eigentlich die herzlichsten Menschen, aber mit der Kommunikation untereinander klappt es immer noch nicht. Ich sehe es auch bei mir: Wenn ich in einer Moschee bin, habe ich Schwierigkeiten mich mit den älteren Muslimen zu verstehen. Die können leider nicht Deutsch und ich nicht Arabisch oder Türkisch.«

Für eine Zusammenkunft der muslimischen Organisationen schlägt er eine Kooperation in bestimmten Bereichen vor. Jedenfalls sollten sie kooperieren, wenn es um die Darstellung des Islam in der Öffentlichkeit geht. Stefan wünscht sich hier eine klare und kongruente Repräsentation. Vornehmlich sollten sie

»[...] gemeinsam auftreten und vor allem noch deutlicher die Missbraucher des Islam verurteilen, damit die Nichtmuslime, Medien und Politiker nicht über die Muslime profitieren. Denn sie werfen den Muslimen das ja immer wieder vor, dass die Muslime sich nicht deutlich abgrenzen und so, obwohl die ganz genau wissen, dass solche Missbraucher mit dem Islam und den Muslimen nichts, aber nichts gemein haben. Ich würde mich sehr freuen, wenn die muslimischen Vereine sich um die Belange der hiesigen Muslime einsetzen und auch klar machen, dass der Islam und die Muslime nicht unbedingt etwas Fremdes oder Ausländer sind. Islam ist ein Teil dieser Gesellschaft.«

Bei Aufbietungen und Investitionen der muslimischen Organisationen und Moscheegemeinden für die Belange hiesiger Muslime will Stefan, dass die Herkunft und die Abstammung nicht zu Differenzierungskriterien erhoben werden.

»Ich bin zum Islam übergetreten, nicht zu einer Nationalität. Mein Glaube hat sich geändert, aber meine Nationalität ist gleich geblieben. Ich bin ein Deutscher.«

Folglich sollten die muslimischen Einrichtungen und Moscheegemeinden die deutsche Sprache zur kommunikativen Grundlage ihrer Arbeit erklären, denn für Stefan ist Deutsch die »bindende Sprache« unter den Muslimen in Deutschland.

»[D]enn inzwischen verstehen ihre Söhne und Töchter nicht mal ihre Herkunfts sprache gut. Also ist die deutsche Sprache die verbindende Sprache. So ist es wichtig, dass auch die Freitags-*Hutba* [Freitagspredigt, H.Ö.] auch mal in Deutsch gehalten wird. Die Imame in den Moscheen müssen daher die deutsche Sprache beherrschen und ihre Ausbildung muss einwandfrei sein. Ich wünsche mir keine Menschen, die nur den Titel Imam haben, sondern die wirklich mit Wissen und Weisheit ein Imam sind. Wie gesagt, ich kenne diese Landschaft nicht so gut, um mir ein Urteil bilden zu können. Aber allgemein ausgedrückt würde ich Vereine, die den Islam missbrauchen, nicht als muslimische oder islamische Vereine bezeichnen. Sie sind für mich keine Muslime und haben mit dem Islam nach meiner Meinung nichts zu tun.«

Organisationen, die den Islam für ihre materiellen oder politischen Absichten missbrauchen, lehnt Stefan entschieden ab. Überdies erwartet er, dass der Staat und die Medien die muslimischen Vereine und Moscheegemeinden unterstützen.

Stefan geht mit seinen Freunden besonders freitags, soweit zeitlich disponibel, in die Moschee, um am Freitagsgebet teilzunehmen. Wenn Veranstaltungen von Moscheegemeinden oder anderen muslimischen Einrichtungen angeboten werden, versucht er, daran teilzunehmen, um seine

Wissenslücken über den Islam zu schließen. Er hat keine »Stamm-Moschee«, sondern geht in die nächste.

Eine Moschee ist ihm ein heiliger Ort, wo er sich besser auf seine Religiosität und die Gebete besinnen kann. Auch trifft er sich dort mit anderen Gläubigen, mit denen er sich bei einer Tasse Tee über Glaubens- oder alltägliche Themen unterhält oder eine Fernsehübertragung eines Fußballspiels anschaut; und zwar lieber in der Kantine einer Moschee als in Cafés, weil er den Qualm der Rauchenden, die Schreie und das Geschimpfe anderer überhaupt nicht ertragen kann.

Seine Assoziationskette bei dem Wort »Moschee« reicht von Gotteshaus über Gemeinschaft bis zum Gebet. Jedes Mal, wenn er eine Moschee betritt, ist er mit Ehrfurcht und Wertschätzung erfüllt. Die über die Moscheen wachenden Moscheegemeinden seien in der Pflicht, jedem Gebetswilligen das entsprechende Ambiente zu schaffen.

»Man soll deren Bedürfnisse erfüllen. Das Sprachliche und Nationale sollte man möglichst außer Acht lassen und nicht die türkische Fahne vor der Tür aufhängen; wenn, dann alle Weltfahnen. Der Kontakt zu anderen Moscheen sollte hergestellt werden.«

Zuversichtlich ist er, dass die Moscheegemeinden dies in nächster Zukunft erreichen werden. Hierzu erhofft er sich auch die Unterstützung des Staates, der Medien, der Politiker und anderer.

»Nur reden und kritisieren kann jeder, aber Unterstützen und Mitwirken ist eine Sache von Menschen, die wirklich etwas Gutes haben wollen.«

Es gehöre sich für einen guten Imam, Deutsch zu sprechen, aufmunternd und nicht arrogant zu sein. Zudem solle er nicht weltfremd sein, sich vielmehr mit der Lebenssituation hiesiger Muslime und insbesondere der muslimischen Kinder und Jugendlichen außerordentlich auskennen.

»[E]r sollte sich über den Islam gut auskennen, er sollte für uns eben Vorbild sein, uns die Wege praktisch vorleben, zeigen. Er sollte wirklich alle Wege, die islamisch erlaubt sind, uns offen zeigen, also keine festgefahrenen Schienen begehen. Kurz: Das weltliche und das religiöse Wissen müssen bei einem Imam vorhanden sein.«

Die Imame in den Moscheen leisteten viel für die Integration und Identitätsentwicklung der Muslime, was von den Nichtmuslimen und vor allem von den verantwortlichen Personen noch nicht ausreichend anerkannt würde, weil nicht sie, sondern einige wenige Personen, die den Islam politisch oder ideologisch interpretieren, im Vordergrund der öffentlichen Diskussionen stünden. Von den Politikern und Medien sei deshalb zu erwar-

ten, dass sie, anstatt ununterbrochen einige wenige »selbsternannte Imame« zu Worte kommen zu lassen, die förderliche und integrative Arbeit der Moscheegemeinden mit ihren Imamen an die Öffentlichkeit bringen und ihnen ebenso Achtung und Respekt zollen.

»Ich würde sagen, dass die Moscheen, wo ich ein und ausgehe, uns Wissen vermitteln, also lauter Impulse, die uns anfordern, uns besser in diese Gesellschaft zu integrieren. Ich kenne bis jetzt kein anderes Beispiel, wo man von uns verlangt, uns zu isolieren und jeglichen Kontakt zu Nichtmuslimen zu vermeiden – eher das Gegenteil: Gerade nach dem 11. September predigten die Imame, dass wir noch mehr mit Nichtmuslimen in Dialog treten, damit sie von uns sehen, dass wir doch nicht so sind, wie es in den Medien behauptet wird. Auch Bildung wird in den Moscheen jetzt groß geschrieben. Viele Eltern sind enttäuscht, dass ihre Kinder in den Schulen versagen. Jetzt haben sie diese Sache in die Hand genommen und versuchen Hausaufgabenhilfekreise und Deutschkurse zu organisieren. Finde ich sehr gut, wir alle sollten sie unterstützen. Man sollte auch solche Moscheen und Imame loben und unterstützen, denn die Medienberichte und Politikeraussagen verallgemeinern ja fast alles und die Moscheen und Imame werden als schlimme Menschen oder Orte erklärt. Wir sollten diese lobenswerte Arbeit damit nicht kaputt machen. Die Gefahr besteht aber.«

5.7 Firdevs – »Die Religion ist, wenn man es richtig versteht und praktiziert, doch gut und nützlich für den Menschen.«

Zur Interviewsituation

Der in diesem Abschnitt vorgestellte Befragte hat sich ebenfalls auf meinen E-Mail-Aufruf gemeldet und bot seine Unterstützung an. Ich folgte seiner Einladung zu ihm nach Hause.

5.7.1 Wer ist Firdevs?

Firdevs ist vor 22 Jahren in Berlin geboren. Seine Eltern kommen aus Indien und leben seit über 35 Jahren in Deutschland. In Berlin besuchte er die Grund- und Oberschule. Nach seinem Realschulabschluss hat er eine Ausbildung zum Datenverarbeitungskaufmann erfolgreich abgeschlossen und arbeitet nun in diesem Beruf in der Telekommunikationsbranche.

Da Firdevs sich in einem Verein einbringt und in seiner Freizeit oft dort aufhält, setzt sich sein Freundeskreis vorwiegend aus den Jugendlichen zusammen, denen er dort begegnet. Zu ihnen gehören auch nicht muslimische Jugendliche. Bei der Auswahl seiner Freunde sind ihm nur ihre Haltung und Ehrlichkeit wichtig.

Wenn er mit nicht muslimischen Freunden unterwegs ist, lässt er sich nicht dazu verleiten, die islamischen Prinzipien – etwa durch sein Benehmen – zu vernachlässigen.

»Wenn ich mit nicht muslimischen Freunden zusammen bin, weiß ich, dass sie nach dem Kino irgendwo hingehen, um ein bis zwei Bierchen zu trinken. Da versuche ich eher nicht dabei zu sein, aber es klappt meistens nicht. Dann trinken sie erst, wenn ich mich verabschiede.«

Auch wenn die Freizeitangebote muslimischer Einrichtungen nicht durchgängig seinen Wunschvorstellungen entsprechen, hat er keine besonderen Erwartungen an die muslimischen Organisationen, weiß er doch, dass sie wegen ihrer finanziellen und personellen Nöte nicht in der Lage sind, seine Wünsche zu erfüllen. Er ruft daher den Staat und die Kommunen zur materiellen Unterstützung muslimischer Einrichtungen auf. Des Weiteren nimmt er Anstoß daran, dass die Muslime und ihre Einrichtungen verfalschend etikettiert werden.

»Meistens wird es ja nicht öffentlich gesagt, sondern hinter den Kulissen werden wir als Muslime in Schubladen gesteckt und bekommen Etiketten aufgeklebt: ›radikal‹, ›streng‹, ›Terrorist‹, ›Fundamentalist‹, ›Islamist‹. Ich frage mich: Warum redet man nicht mit Muslimen? [...] Einfach die Tür zumachen oder uns einen Grund vorspielen, finde ich absolut zum Kotzen. Und dann verlangen gerade diese Leute von uns, demokratisch zu leben.«

Firdevs beschreibt sein Verhältnis zu seinen Eltern als im Grunde »super«. Doch es gab auch Situationen, in denen das – besonders zu seinem Vater und zu seinem älteren Bruder – zerrüttet war. In erster Linie hatte er während seiner Pubertät, die er als eine »Rebellionsphase« beschreibt, Auseinandersetzungen mit seinem Vater. Mit seiner Mutter, mit der er alles bereiten kann, versteht er sich hervorragend. Dass Menschen im jugendlichen Alter die islamischen Regeln befolgen, sei sehr positiv.

»Wenn man den Islam ernst nimmt, dann hat man auch mit Drogen, Alkohol, Gewalt, Lügen, Klauen und so weiter keine Probleme. Ich denke, man sollte schon so früh wie möglich den Islam kennenzulernen und versuchen, auch diese Regeln einzuhalten. Also, ich habe jetzt auch angefangen, den Islam zu praktizieren und habe dadurch wenig Probleme. Ich gucke jetzt bewusster, was ich mache, ob es gut oder schlecht ist.«

Die Eltern spielen für Firdevs hierbei eine wichtige Rolle, weil sie für die Erziehung der Kinder primär verantwortlich sind.

»Wenn die ihre Kinder gut erziehen, dann werden diese Kinder auch gut. Wenn sie

die Religion auch praktizieren, dann lernen die Kinder automatisch diese Sachen. Meine Eltern praktizieren den Islam, deshalb legen sie auch Wert darauf, dass ich mich nach dem Islam richte und mich auch mit der Tradition in dem Herkunftsland, also Indien, auskenne und sie praktiziere. Wenn wir Besuch bekommen oder zu Verwandten gehen, ist es wichtig, uns nach diesen Traditionen zu richten. Aber das muss ja jeder tun, egal ob Muslim oder nicht.«

Firdevs Eltern achten darauf, dass er die islamischen Ge- und Verbote beherzigt. Falls er seinen religiösen Pflichten nicht nachkommt, ist es seine Mutter, die zuerst das Gespräch mit Firdevs sucht, um ihn an diese zu erinnern. Seine enge Beziehung zu seinem Bruder hat zur Ursache, dass auch dieser eine bedeutende Rolle in seiner Erziehung spielt. Bis auf eine Ohrfeige seines Bruders hat er zu keiner Zeit körperliche Gewalt in der familiären Erziehung erfahren.

»Ich hatte in meiner Pubertät angefangen zu rauchen. Meine Mutter hat das mitbekommen und hat heimlich die Zigaretten aus meiner Tasche rausgenommen und im Schrank versteckt; sie hat sie nicht weggeschmissen. Ich habe bis heute nicht verstanden, warum sie sie nicht weggeschmissen hat. Sie hat aber nichts gesagt. irgendwann hat es mein Bruder geschnallt, dass ich rauche, und hat mir eine Ohrfeige gegeben – und das hat so richtig gesessen. Er hat mit mir aber vorher öfters gesprochen. Ich hatte es ihm versprochen, aber mich nicht daran gehalten. Diese Ohrfeige war voll im Gesicht, und das habe ich dann nicht mehr verstanden, weil es im Islam absolut verboten ist zu schlagen. Ich war deshalb von meinem Bruder enttäuscht, weil er für mich ein Vorbild war. Naja, irgendwie habe ich es ja auch verdient. Ich habe dann später auch mit dem Rauchen aufgehört. Aber meine Eltern haben mich nie geschlagen, sie reden mit mir oder schweigen.«

Er selbst kann sich eine Rückkehr nach Indien nicht vorstellen, weil er sich in Deutschland ansässig und heimisch fühlt. Gerade deshalb ließ er sich vor einigen Jahren einbürgern: »Ich werde hier bleiben. Ich bin Deutscher – hier geboren, hier aufgewachsen. Ich bleibe hier.«

Die Situation der Muslime in Deutschland hielt er bis zum 11. September 2001 für eher gut. Dies hat sich aber seitdem fühlbar verändert.

»Nach dem 11. September wird man mit allen möglichen Terroristen in einen Topf geworfen und daraus wird eine schöne Suppe gekocht – du wirst ein Teil davon. Ich will auch kein Teil von diesen Terroristen sein. Sobald man in einer muslimischen Veranstaltung auftaucht, heißt es, man gehöre zu denen: El Kaida und so. Aber ich bin kein Teil davon. Und jetzt kam auch noch dieses Kopftuchurteil ... Man lebt in einem Kreuzfeuer, kann man schon sagen.«

Gleichwohl berichtet Firdevs über seine bisherigen angenehmen Erfah-

rungen als Muslim in Deutschland. Besonders gut ist er auf seinen jetzigen Arbeitgeber zu sprechen, der Firdevs religiöse Einstellungen und Praktiken achtet und ihn bei der Praktizierung seines Glaubens unterstützt. Sein Arbeitgeber erlaubt es ihm, in der Moschee am Freitagsgebet teilzunehmen.

»Ich habe einen tollen Chef, der mir all das erlaubt. Mein Chef ist ein vorbildlicher Mensch. Weil er mich und meine Religion respektiert, arbeite ich gerne dort. Ich habe wirklich einen großen Spaß beim Arbeiten dort. Egal, wie lange ich arbeite, es macht mir Spaß, weil die Haltung meines Chefs mir Energie gibt und mich motiviert. Solche Menschen wie mein Chef sollten gerade in die Politik. Er sagt: ›Firdevs, was man über Islam oder Muslime sagt, ist Quatsch. Das hat mit Islam nichts zu tun. Auch kann man für Sachen, die Christen machen, nicht das Christentum verantwortlich machen. Und ich sehe, dass du ein guter Muslim bist, du bist ehrlich und zuverlässig.‹ Er ist ein gläubiger Christ und unterstützt mich sehr. Das finde ich sehr gut.«

Damit der Islam und die Muslime in Deutschland integriert werden, sollten zunächst die Muslime die islamischen Grundsätze erkennbar vorleben. Vor allem kritisiert er die Ethisisierung des Islam. Der Islam dürfe weder auf eine Sprache noch auf eine Ethnie reduziert werden.

»Es gibt nicht den arabischen, türkischen, indischen Islam. Es gibt nur den einzigen Islam. Wir müssen mehr zueinander finden. Ich war vor einigen Wochen in London. Dort sieht es ganz anders aus. Dort kann man sehen, dass Muslime aus Indien, Pakistan, Türkei zusammenarbeiten; denen ist es egal, woher sie stammen. Wichtig ist ihr Glaube. Leider ist es in Deutschland noch nicht so. Wir haben hier türkische Moscheen, arabische Moscheen und andere. Eine Moschee kann doch keine Nationalität haben. Vielleicht ist es für die älteren Onkels nicht so leicht, weil sie es nicht so gewohnt sind, aber die Jüngeren haben schon damit begonnen und das ist gut so.«

5.7.2 Dimensionen der Religiosität

5.7.2.1 Die Dimension des Glaubens

Firdevs ist sich sicher, dass es einen Gott gibt. Er glaubt an seine Existenz und ist sich gewiss, dass er barmherzig, gnädig und allwissend ist. Gott ist für ihn der Absolute, der weder einen Ausgangs- noch einen Endpunkt hat. Nach seiner Definition ist Gott daher allmächtig und wird allein über die Menschen am Jüngsten Tag richten.

Aus seiner Sicht enthält der Koran die Wahrheit und ist wie die Sunna jederzeit gültig.

»Wenn man etwas nicht versteht, muss man einfach fragen, wie man es zu verstehen hat. Nicht einfach selber interpretieren, ohne den Hintergrund dieser Offenbarung zu kennen! Das wird leider heute überall gemacht.«

Der Tod bedeutet für Firdevs nicht das Ende des Lebens, sondern den Anfang für eine Wiederauferstehung und damit für ein ewiges Leben im Jenseits. Mit dem Tode ende die göttliche Prüfung der Menschen auf der Erde, die nach dem Tode über ihre Taten Rechenschaft ablegen müssten. Daraus leitet er ab, dass die Menschen für ihre Taten von Gott belohnt oder bestraft werden. Er erhofft sich ein belohnendes ewiges Leben.

5.7.2.2 Die Dimension der religiösen Praxis

Auch wenn er nicht betende Menschen als religiös einstuft, kann er sich seit seinem Entschluss, die religiösen Prinzipien ernst zu nehmen und zu praktizieren, sein Leben ohne Gebete nicht mehr vorstellen. Dass er früher nicht regelmäßig gebetet hat, führt er auf seine Faulheit, nicht auf seinen Glauben zurück. Zweifel an seiner Religion und den islamischen Prinzipien habe er unter keinen Umständen gehabt.

»Aber wenn man kurz vor einer Prüfung steht, dann fängt man automatisch an zu beten: ›Oh Allah, hilf mir, lass mich nicht durchfallen!‹ Es ist eigentlich in jedem eingepflanzt, zu beten.«

Folglich kann eine Religion ohne Gebete für ihn nicht wirken.

»Gebete sind dein persönlicher psychologischer Berater. Mit Gebeten findest du deine Ruhe und deine Besinnung. Allah weiß das. Daher hat er eben Gebete für uns zur Pflicht gemacht. Im Grunde wieder nur für uns Menschen.«

Seit seinem siebten bzw. achten Lebensjahr fastet Firdevs im Monat Ramadan regelmäßig. Das Fasten erfreut ihn sehr, zumal er während des Ramadan einen abwechslungsreichen Alltag hat. Eigens in diesem Monat besucht er die Moschee mit seinen Freunden oder seiner Familie, um dort das gemeinschaftliche Ramadangebet (*Teravih*) zu verrichten sowie am vielseitigen Ramadanprogramm teilzunehmen.

»Es macht wirklich sehr Spaß, zu fasten und am Abend dann mit Freunden oder Verwandten in die Moschee zu gehen, um dort *Teravih* zu beten. Eine coole Stimmung, muss ich sagen. Hat man nicht jeden Tag. Leider!«

Eine islamische Trauung (*Nikah*) bedeutet ihm ebenso sehr viel, was aber eine standesamtliche Trauung nicht ausschließe.

»Ja, also, man muss erst natürlich diesen *Nikah* machen. Dann sollte man schauen, wie es in dem Land, wo man lebt, gehandhabt wird. Also bei mir wäre es nicht: ›*Nikah* und fertig!‹, sondern das Standesamtliche spielt bei mir auch eine große Rolle.«

Der Islam hat auf seine Lebenswelt insofern einen beträchtlichen Einfluss, als er durch diese Religion seinen Alltag ordnen kann.

»Ich lüge nicht. Ich trinke nicht. Ich rauche nicht mehr. Ich halte mich von Drogen und so fern. Ich tue keinem weh. Der Islam verbietet solche Sachen auf das Schärfste und Allah mahnt diejenigen, die so etwas machen, mit einer großen Strafe im Jenseits.«

5.7.2.3 Die Dimension der religiösen Erfahrungen

Der Mensch braucht Religion als Quelle für einen Lebenskanon und Verhaltensrichtmaß.

»Also in meiner Jugend [Rebellionszeit, H.Ö.] hatte ich mir durch Islam klare Grenzen gesetzt. Diese Grenzen darf ich nicht überschreiten. Es hat mir sehr geholfen. Man hat durch die Religion eben eine Richtlinie, sonst läuft man planlos durch die Gegend.«

Infolgedessen erwartet er sowohl von Muslimen als auch von Nichtmuslimen, dass sie ihre Religion nicht aus dem Alltag verbannen.

»Also, wenn man nicht religiös ist, so sollte man nicht die Religion verpönen oder schlecht machen. Man soll mit Respekt und Toleranz Religion und religiösen Menschen begegnen. Heute ordnen einige Menschen Respekt und Toleranz anderen Menschen an, aber sie selbst praktizieren das nicht. Es ist nicht gut und menschlich. Die Religion wird überall, ob Schule, Vereine et cetera, ausgeklammert, ausgeschlossen, ja sogar ausgestoßen. Warum? Was will man damit erreichen? Dass wir gottlose Menschen werden, die keine Grenzen kennen? Das hat man teilweise auch geschafft, denn viele Jugendliche heißen zwar muslimisch, aber kennen nichts aus ihrer Religion. Dass muss sich ändern.«

Sein Glaube wirkt auf ihn stabilisierend. Im Islam findet er einen wichtigen ›Zufluchtsort‹ vor seinen Eltern, Geschwistern und seinem Freundeskreis. Bevor er Menschen um Beistand bittet, sucht er erst einen persönlichen und aufrichtigen Kontakt zu seinem Schöpfer.

5.7.2.4 Die Dimension des religiösen Wissens

Während des Interviews erwies sich Firdevs als ein kompetenter Gesprächspartner über den Islam. Er erzählte ausgiebig über seinen Glauben. Bescheiden bewertet er sein religiöses Wissen als ausreichend:

»Also nicht so viel wie ein Gelehrter [lacht, H.Ö.]. Also Basiswissen ist auf jeden Fall da. Ansonsten kann ich auch Vorträge über den Islam halten. Also auf jeden Fall weiß ich so viel, dass ich damit mich über Wasser halten kann.«

Mit der Religion hat er seine ehemalige phlegmatische Lebensphase überwunden. Um seine Wissenslücken zu schließen und auf seine alltäglichen Fragen Antworten zu bekommen, hat er sich das Lesen islamischer Publikationen angewöhnt.

5.7.2.5 Die Dimension der Konsequenzen aus religiösen Überzeugungen

Die Kinder nach den Werten des Korans zu erziehen, sei ebenso bedeutsam wie eine islamische Trauung.

»Man sollte früh damit anfangen, damit die Kinder rechtzeitig dieses vermittelt bekommen, und wenn sie erwachsen sind, das dann im Alltag einsetzen können, damit sie einen Halt, eine Orientierung haben. Als Jugendlicher braucht man wirklich diese religiösen Grundsätze, sonst kennt man keine Grenzen.«

Er hatte mit ungefähr 15 Jahren eine Freundin. Gerade in dieser Beziehung habe er den Vorteil des islamischen Verbots des vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehrs erkannt.

»Man sieht leider so viele alleinerziehende Mütter, die Väter sind abgehauen. Es gibt so viele Kinder im Kindergarten, die nur ihre Mutter kennen. Und Verhütungsmittel helfen nicht immer, weil man ja seinem Partner vertraut. Dann kommt das Kind ins Spiel oder man verliebt sich in eine andere, und dann sagt man einfach: ›Tschüss!‹«

Zur Ehe mit einer Nichtmuslima spricht er sich bedacht aus:

»[I]rgendwie könnte es später zu Konflikten führen, zum Beispiel bei der Erziehung der Kinder. Es könnte gut sein, dass ich eine Nichtmuslima dennoch heirate, denn was zählt, ist ja die Liebe.«

Auf die Frage, ob der Islam bei der Integration in diese Gesellschaft ein Hindernis darstelle, erwidert Firdevs mit einer Gegenfrage: »Was bedeutet

eigentlich Integration?« Erst eine Begriffsklärung beuge Missverständnissen vor.

»Heute spricht ja jeder von Integration, aber jeder meint damit etwas anderes. Wenn Integration bedeutet, dass ich meine Religion und meine Kultur ablege und Christentum und diese Kultur mir zu eigen mache, dann spreche ich mich und auch der Islam sich dagegen aus, weil keiner das Recht hat, mich direkt oder indirekt zu beeinflussen oder gar zu zwingen. Wenn Integration sich einbringen und aktive Teilnahme am gesellschaftlichen Leben bedeutet, dann ist gerade der Islam integrationsfördernd. Denn ein Muslim lebt mit der Gesellschaft zusammen. Und wenn wir hier leben, dann müssen wir auch mit allen friedlich und freundlich zusammenleben, unsere Nachbarn achten und gute Kontakte pflegen, egal ob Deutscher oder Türke, ob Christ oder Jude. Wir müssen auch in der Schule fleißig mitmachen und unsere Lehrer achten, denn der Islam sagt ja: ›Ehre all diejenigen, die dich auch nur einen Buchstaben gelehrt haben!‹ Wir müssen uns an die Gesetze halten.«

Erforderlich sei eine pedantische Ursachenanalyse von integrationshemmenden Faktoren. So werde sich herausstellen, dass nicht der Islam, sondern die Oberflächlichkeit der Muslime und die ungenügende religiöse Erziehung und Bildung muslimischer Kinder und Jugendlicher über den Islam die Gründe für die derzeitigen Eingliederungsprobleme muslimischer Mitbürger in Deutschland sind.

»In Deutschland leben ja über drei Millionen Muslime. Man sollte mal so richtig hingucken, wie viele von denen haben sich strafbar gemacht. Ich glaube, nicht so viele; mehrheitlich die Jugendlichen. Aber gerade diese Jugendlichen sind hier groß geworden, wie ich. Ich weiß, dass sehr viele keine religiöse Erziehung bekommen haben. Sie wissen nur eins: dass sie Muslime sind. Aber was der Islam ist, wissen nicht so viele. Und diese Jugendlichen bauen Mist, nicht wegen dem Islam, sondern bauen Mist, wie auch die anderen Jugendlichen, weil sie es cool finden, oder in einer Gang Ruhm und Ansehen erlangen möchten oder gehen abziehen oder klauen, weil sie sich nichts leisten können.«

Gewalt und Islam sind für Firdevs konträre Begriffe. In seiner Jugend hat er immer wieder Momente erlebt, in denen er aufgrund seiner religiösen Sozialisation und seines »Muslim-Seins« von gewalttätigen Aktionen abgehalten wurde.

»Als Jugendlicher würde ich schon meine Kraft und meine Muskeln anderen zeigen wollen. Viele suchen ja solche Momente, wie zum Beispiel am 1. Mai. Da tobt in Berlin faktisch ein Krieg. Da versammeln sich Jugendliche und Erwachsene und machen sich einen, wie die immer sagen, coolen Tag. Ich habe einige Klassenfreun-

de gehabt, die in der Antifa aktiv waren. Die haben mir immer wieder darüber berichtet und mich auch eingeladen mitzukommen. So manchmal wollte ich auch – ehrlich gesagt. Aber dann hatte ich so ein ungutes Gefühl, innerlich hörte ich eine Stimme: ›Du bist doch Muslim, und Muslime werfen keine Steine auf andere Menschen oder plündern keine Läden aus.‹ Außerdem würden meine Eltern strikt dagegen sein, mich in solche Sachen einzumischen. Was meine Eltern immer wieder nie akzeptiert haben, sind Lügen, Stehlen, Drogen und Gewalt. Meiner Meinung nach können solche Menschen, die gewalttätig sind und andere Menschen verletzen oder gar töten, absolut keine Muslime sein, denn der Prophet hat so etwas nie gemacht und nicht akzeptiert. Nein, ich lehne solche Gruppen strikt ab.«

5.7.2.6 Einstellung und Bindung an Moschee und Imame

Die Organisationsstruktur der Muslime in Deutschland ist Firdevs einigermaßen bekannt. Durch seinen älteren Bruder, der in einigen Organisationen aktiv ist, hört er einiges über die Arbeit der muslimischen Organisationen in Deutschland. Inzwischen engagiert sich die ganze Familie in einem indisch-muslimischen Verein. Einmal in der Woche treffen sie sich, um sich über den Islam und über Alltägliches auszutauschen. Die betreffenden Familien kennen sich auch aus Indien und sind zum Teil miteinander verwandt.

»Wöchentlich kommen sie zusammen. Sonntags von mittags bis abends diskutieren sie, lesen Koran und essen zusammen: ein Familientag. Hierhin nahmen uns, als ich noch klein war, unsere Eltern immer mit. Jetzt gehe ich auch ab und zu dorthin.«

Daneben ist Firdevs auch in einem Verein tätig, wo sich überwiegend muslimische Jugendliche treffen. Hier werden für muslimische und nicht muslimische Jugendliche Ausflüge und Reisen arrangiert. Allwöchentlich treffen sie sich, um sich über den Islam weiterzubilden. In diesem Verein ist die deutsche Sprache primäres Verständigungsmittel. Für Firdevs ist die Sprache nicht unwesentlich, weil er die Herkunftssprache seiner Eltern (*Urdu*) nicht ausreichend spricht und versteht.

»Es gibt in Berlin nur eine Moschee, wo freitags in Deutsch gepredigt wird – aber nur freitags. Wenn du aber sonntags dort hingehst, wird Urdu gesprochen. Da gehe ich auch zwar hin, aber über 60 bis 70 Prozent kann ich nicht richtig verstehen. Deshalb sollen sie mehr in Deutsch anbieten.«

Der organisierte Dialog zwischen Muslimen und Nichtmuslimen, der in den von ihm besuchten Vereinen vorherrscht, ist für Firdevs vorbildlich.

Eine Moschee sucht er auf, um dort zu beten oder an interessanten Aktivitäten teilzunehmen, ohne nach der Trägerschaft zu fragen. Insbeson-

dere verlangt er, dass die Bezeichnung »islamisch« bzw. »muslimisch« gewissenhaft benutzt wird – die Organisationen keine anderen Ansichten und Ziele befolgen als die der islamischen Religion. Die muslimischen Organisationen sollten dem Missbrauch der Bezeichnungen entgegenwirken. Auch vom Staat verlangt Firdevs, solche »Schänder« in die Schranken zu weisen.

»Es gibt aber auch einige Organisationen, die nennen sich islamischer Verein und so, aber sie haben andere Ansichten. Sie lehnen sogar die Muslime, die nicht zu denen gehören, ab, wie der Kaplan oder Hizbut-Tahrir, die auch in Deutschland verboten wurden – eigentlich zu spät. Warum musste der Staat so lange warten? Denn darunter leiden eigentlich nur Muslime.«

Er sucht sich in Moscheen gezielt Veranstaltungen in deutscher Sprache, weil er keiner anderen Sprache mächtig ist. Weil aber Unterrichtsreihen über den Islam von den Moscheegemeinden überwiegend in türkischer oder arabischer Sprache angeboten werden, konnte er keine Koranschule besuchen. Er lernte die islamischen Prinzipien daher durch seine Eltern und durch seinen älteren Bruder.

Firdevs verknüpft mit dem Begriff »Moschee« Allah, Gebet und Unterricht. Die wichtigste Aufgabe einer Moschee ist für ihn, dass sie dem Gläubigen die fünf täglichen Gebete ermöglicht und Kinder und Jugendliche in islamische Themen einführt und weiterbildet. Die meisten Moscheen in Deutschland erfüllten zwar ihre Aufgaben, aber ihre Angebote in deutscher Sprache seien ungenügend. Demzufolge wünscht er sich von den Moscheegemeinden neben repräsentativen und lichten Moscheebauten auch mehr Angebote in deutscher Sprache. In den Unterrichtsreihen solle ein Freundschaftsverhältnis aufgebaut werden, die Kinder und die Jugendlichen sollten in einer natürlichen Atmosphäre und mit Spaß in die islamischen Themen eingeführt werden. Neben dem Auswendiglernen und der Rezitation von einigen Koranversen würden Themafragen wie »Was bedeutet Islam? Wie sollte ein Muslim leben? Wie haben die Propheten gelebt?« umfängliches Interesse bei den Jugendlichen wecken.

Auf die Frage, wie er sich einen guten Imam vorstellt, weist Firdevs nachdrücklich auf die Beherrschung der deutschen Sprache hin. So wie er die Anwerbung der Imame aus dem Ausland kritisiert, verlangt er, dass die Imame hierzulande ausgebildet werden, damit sie sich in dieser Gesellschaft auskennen. Ihre Predigten und Ratschläge würden dadurch wirklichkeitsnaher.

»Also ein perfekter Imam wäre, wenn er hier aufgewachsen ist und hier studiert hat und sich mit dem Islam gut auskennt und ihn praktiziert.«

Obzwar die Arbeit der Moscheen und der Imame zumeist unstrukturiert

und unkoordiniert ablaufe, trügen sie zu der positiven Entwicklung der Gesellschaft und insbesondere der Integration der Muslime in dieser Gesellschaft viel bei.

»Die sagen uns: ›Seid gut in der Schule, seid fleißig, seid nett, lügt nicht, klaut nicht, Drogen sind nicht gut, haltet euch davon fern!‹ und so weiter. Damit diese Arbeit besser von der Gesellschaft anerkannt werden kann, brauchen wir mehr deutschsprachige Imame und mehr Moscheen, die auch so aussehen und nicht im Hinterhaus sind.«

5.8 Orhan – »Religion ist doch für uns gut. Islam ist meine Religion. Er schützt mich und gibt mir Halt.«

Zur Interviewsituation

Orhan habe ich zufällig während der Mittagspause meines Fortbildungsseminars kennengelernt. Ich suchte einen Laden auf, um etwas zu Trinken zu kaufen. Dort wurde ich von einem jungen Mann besonders freundlich bedient, wodurch wir in ein Gespräch kamen. Dabei erfuhr er auch einiges über mein Dissertationsvorhaben. Orhan bot mir an, am Sonntagnachmittag in seinem Stammcafé vorbeizuschauen, weil er sich gerne mit mir weiterunterhalten und meine Forschungsarbeit unterstützen wollte. Als ich dort ankam, wurde ich von ihm schnell erkannt. Er hat mich seinen Freunden vorgestellt. Eine ruhige Gesprächssituation ließ sich während dieser Zeit leider nicht bewerkstelligen. So zogen wir uns in einen Nebenraum zurück und haben hier unser Gespräch weitergeführt.

5.8.1 Wer ist Orhan?

Orhan ist 25 Jahre alt und in Berlin geboren. Er hat vor einigen Jahren die Schule mit einem Hauptschulabschluss verlassen. Gleich im Anschluss suchte er über zwei Jahre vergeblich einen Ausbildungsplatz. Da sein Vater sich jahrelang nicht aus der Arbeitslosigkeit befreien konnte, machte er sich selbstständig und eröffnete in Berlin ein Lebensmittelgeschäft. In diesem Familienbetrieb hat Orhan jetzt endlich Arbeit gefunden.

»Es wäre sonst sehr schwierig, einen Arbeitsplatz ohne einen Beruf zu finden.«

Während des Gesprächs beklagte er sich oft über seine Lebenssituation in Berlin und über seine Schulzeit. Für seine Misere macht er vor allem die Schule verantwortlich.

»In Berlin ist alles schlechter geworden: keine Arbeit, kein Geld. Mein Leben hat

aber diese Hauptschule kaputt gemacht. Wir waren alle Türken in einer Klasse. Einige Lehrer haben diese Klasse als Türkensklasse bezeichnet, sie waren ausländerfeindlich. Häufig waren sie auch krank und wir hatten oft frei. Ich habe auch manchmal dann keine Lust gehabt. Und jetzt stehe ich einfach da, ohne etwas Festes in der Hand. Der Laden läuft zwar gut, aber Tag und Nacht haben wir Kopfschmerzen. Es können jederzeit Probleme auftreten. Und so viel verdient dieses Geschäft auch nicht, dass ich mir alles leisten kann.«

Orhan ist türkischer Staatsbürger und wird demnächst heiraten, worauf er sich einerseits sehr freut, andererseits aber hat er auch Angst, da er sich um seine finanzielle Lage und berufliche Zukunft sorgt. Orhans Eltern kamen vor über 35 Jahren nach Deutschland und haben sich mit ihrer Lebenssituation abgefunden:

»Meine Eltern möchten nicht zurückkehren. Sie haben früher immer darüber geredet, aber jetzt sagen sie, dass sie nicht mehr zurückkehren können, weil sie alt geworden sind. Und der Laden erlaubt nicht mal, dass wir in Urlaub fahren. In diesem Sommer konnten wir nicht. Wie denn? Der Laden muss offen bleiben.«

Er selbst liebt die Türkei, kann sich aber nicht vorstellen, dort sesshaft zu werden.

»Ich glaube, dass ich in der Türkei keine Chance hätte, denn ich bin hier geboren. Ich kenne die Türkei nicht gut, meine Heimat ist eigentlich Berlin. Mein Türkisch ist auch nicht so gut. Wenn ich im Urlaub dort bin, habe ich das Gefühl, ich will wieder zurück nach Berlin. Ich kann mich dort nicht allein bewegen. Ich weiß nicht, wie ich zum Beispiel außerhalb der Ortschaft fahre. Ich liebe eigentlich die Türkei, aber leben kann ich dort, glaube ich, nicht.«

Orhans Verhältnis zu seinen Eltern ist je nach Ort und Zeit unterschiedlich. Vor einigen Jahren beispielsweise hatte er fast täglich Auseinandersetzungen mit seinen Eltern, insbesondere mit seinem Vater, weil er sich ständig mit seinen Freunden traf und deshalb abends spät nach Hause kam.

»Früher, als ich so 15, 16 oder 18 Jahre alt war, da hatte ich jeden Tag Probleme. Ich wollte nur rausgehen und mit Freunden rumhängen. Meine Eltern wollten, dass ich früh nach Hause komme und dass ich nicht mit jedem rumhänge.«

Seine Mutter war immer sehr empört, wenn er angetrunken nach Hause kam oder seine Kleider zu sehr nach Nikotin rochen. Inzwischen hat sich Orhans Verhältnis zu seinen Eltern erheblich stabilisiert, weil er mehr Zeit mit seinem Vater verbringt.

Er betrachtet zwar den Islam zweifelsfrei als seine Religion, aber tut

sich schwer damit, die islamischen Regeln zu praktizieren – insbesondere in der Jugend. Allgemein äußert er aber seinen Respekt vor denjenigen, die diese Regeln im jugendlichen Alter regelmäßig einzuhalten beginnen. Auch bekräftigt er, dass die Einhaltung der islamischen Regeln eigentlich für den Menschen große Vorteile bringt. Davon, dass sein Leben unter den islamischen Regeln erheblich besser aussehen würde, ist er überzeugt. Selbst größeren schulischen Erfolg hätte er vorweisen können.

»Auf Sachen wie kein Schweinefleisch achte ich schon, auch als Jugendlicher. An Allah, an Engel, an Muhammed zu glauben, ist kein Problem, oder fasten. Aber es wäre eigentlich sehr gut, wenn wir als Jugendliche auch den Islam ernst nehmen würden, dann hätten wir vielleicht in der Schule oder im Leben mehr Erfolg gehabt, weil wir dann keinen Blödsinn gemacht hätten.«

Dabei trifft die Eltern nach Orhans Meinung eine große Verpflichtung. Wenn seine Eltern beispielsweise den fünf täglichen Gebeten nachkämen, hätte er selbst weniger Probleme damit. Seine Eltern sprechen zu Hause kaum über den Islam. Nicht selten zweifelt er deshalb daran, ob seine Eltern überhaupt Muslime sind. Allein Geldscheffeln interessiere seine Eltern derzeit. Orhan beklagt sich, dass sein Vater auch Alkohol und nicht koscheres Fleisch in seinem Laden verkauft.

»Ich glaube manchmal, dass wir zwar muslimische Namen haben, aber wir haben unsere Religion eigentlich vergessen. Sie gucken auch nicht, ob ich Islam praktiziere oder nicht.«

Orhan arbeitet durchweg montags bis samstags zwischen 6 und 19 Uhr, was ihn zwingt, seine Freizeit dementsprechend zu gestalten. Er erinnert sich wehmütig an die frühere Zeit, weil er sich damals häufig mit seinen Freunden traf, um in die Bar zu gehen oder einfach auf der Straße oder in den Jugendfreizeiteinrichtungen Zeit zu verbringen.

In seiner noch verbleibenden Freizeit trifft er sich mit seinen ehemaligen Schulfreunden in Wohnungen, um sich untereinander auszutauschen oder Fußballspiele anzuschauen. Sonntags geht er regelmäßig in sein Stamm-café, wo er sich mit seinen Freunden unterhält, Fußballspiele oder gelegentlich auch türkische Nachrichten oder Diskussionssendungen verfolgt. Hier beteiligt er sich auch sporadisch an Glückspielen, was ihn bisher schon einiges gekostet hat. Dies führte dann zu Hause zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen ihm und seinem Vater, der die Glückspiele und Spielschulden nicht akzeptiert. Auch seine Mutter mischt sich bisweilen in die Diskussionen ein.

Freizeitangebote in muslimischen Einrichtungen hat er bis heute nicht in Anspruch genommen. Während er sich früher in kommunalen Jugend-

freizeiteinrichtungen aufhielt, geht er heute in sein Stammcafé, um sich dort ungehindert und frei bewegen zu können.

»Dort haben wir gespielt, geraucht und konnten alles machen; auch mit Mädchen rumhängen [lacht, H.Ö.]. In der Moschee kannst du das natürlich nicht. Deshalb gehen nicht so viele Jugendliche dorthin, wenn sie spielen oder mit Mädchen etwas machen möchten [lacht, H.Ö.].«

Sehr deutlich und pointiert meint er, dass sowohl die Türken als auch die Muslime in Deutschland nicht gern gesehen würden. Außerdem ist er darüber wütend, dass allein Türken und Muslime für jedwede gesellschaftliche Schieflage und Problemlage verantwortlich gemacht werden.

»Alles, was nicht läuft, wäre unsere Schuld. Und jetzt wärst du auch noch ein Terrorist. So haben sie uns immer gesehen.«

Orhan hat Konflikte wegen seiner muslimischen Identität, aber insbesondere wegen seiner türkischen Herkunft aushalten müssen. Nicht vergessen kann er, wie einige seiner ehemaligen Lehrerinnen und Lehrer die Fastenzeit Ramadan verspottet und verhöhnt haben. Er kann nicht verstehen, dass den Türken in dieser Gesellschaft nicht nur viele Hürden entgegengestellt werden, sondern auch, dass die älteren Türken nicht respektiert werden.

»Und jetzt sieht man überall, wie man über die Türken redet. Bei der Ausländerpolizei werden wir wie ein Stück Dreck behandelt.«

Bedrückt erzählt er eine Erfahrung:

»Als ich nach der Schule einen Ausbildungsplatz gesucht habe und arbeitslos war, da ging ich zum Arbeitsamt. Der Mann dort sagte mir, dass ich mit dieser Bildung keine Chance habe, warum ich mich nicht angestrengt hätte und warum viele Türken so wären. Denn auf Kosten des Staates könne man nicht leben. Wir sollten doch bitte schön arbeiten. Ich hätte ihm eins in die Fresse geben müssen, ich war so wütend. Aber meine Hände waren gebunden, ich war ja abhängig von ihm. Und wenn ich ihn dort geschlagen hätte, hätte man bestimmt mir nicht geglaubt und ich wäre dann wieder der Dumme.«

Unterdessen glaubt er, dass weder die Türken noch die Muslime jemals in dieser Gesellschaft als gleichwertig anerkannt werden, sondern dass sie ständig ausgegrenzt und als minderwertig etikettiert werden. Die Türken sollten versuchen, ihre türkische Lebensart und den Islam den Deutschen fehlerfrei zu vermitteln. Die Türken sollten zusammenrücken und sich vereinen, um eine gemeinsame Stimme zu bilden. Orhan erhofft sich, dass

der Staat die Türken dadurch besser anerkennt. Doch zu der Einigung der hier lebenden Türken werde es nach seiner Wahrnehmung nicht reibungslos und zügig kommen, weil die Türken untereinander zu sehr zerstritten seien. Einigen türkischen Gruppierungen, die für ihn politisch links stehen, bringt er keine Sympathie entgegen, weil sie die türkische Mentalität erniedrigen und den Islam verabscheuen. Deshalb seien ihnen die Anfeindungen gegenüber den Türken und dem Islam zuzurechnen.

5.8.2 Dimensionen der Religiosität

5.8.2.1 Die Dimension des Glaubens

Orhan glaubt an Gott. Er ist sich bewusst, dass Gott als Schöpfer die absolute Macht und das Wissen über alles hat. Darüber hinaus werde Gott seine Geschöpfe im Jenseits über ihr Leben auf der Erde zur Rechenschaft ziehen.

Der Koran ist für Orhan ohne Zweifel Gottes Buch, das vom Gesandten Muhammed an die ganze Menschheit verkündet wurde. Weil es Gottes Buch ist, erkennt er es als verbindlich und wahrhaftig an. Zu der Meinung, dass manche Aussagen des Korans und der Sunna veraltet und unmodern sind und man deshalb auf einige Gebote und Verbote verzichten kann, äußert er:

»So etwas höre ich besonders von einigen Türken, die selber nicht an den Islam glauben, aber so etwas sagen, damit wir nicht daran glauben. In der Türkei gibt es auch einige Professoren, die so etwas sagen, aber ich glaube denen das nicht. Menschen können sich irren, aber Allah bestimmt nicht.«

Orhan glaubt fest an den Tod und die anschließende Auferstehung. Darum ist er sich bewusst, dass Gott alle Menschen entweder mit dem Paradies belohnen oder mit der Hölle bestrafen wird.

5.8.2.2 Die Dimension der religiösen Praxis

Orhan schafft es nicht, die täglichen Gebete zu verrichten. Er hat sich zum Ziel gesetzt, irgendwann auch regelmäßig fünfmal am Tag zu beten – wann, das kann er derzeit nicht voraussagen. In alltäglichen Notlagen ruft er durch seine Bittgebete Gott um Beistand. Dass er momentan täglich viele Sünden begeht, ist ihm bewusst, er hofft aber gleichzeitig auf Gottes Vergebung.

»Dass ich etwas Schlechtes mache, weiß ich, aber Allah wird mir vergeben. Es ist aufgrund der Arbeit schwierig, diese Gebete einzuhalten. *Allah af etsin* [Möge Allah mir vergeben, H.Ö.].«

Wesentlich anders sieht es mit dem Pflichtfasten im Ramadan aus. Orhan fastet seit seinem 15. Lebensjahr. Das Fasten im Ramadan bereitet der ganzen Familie und ihm eine große Freude. Während des Ramadans kann er sich besser auf sein religiöses Leben konzentrieren. So ist er im Fastenmonat eher geneigt zu beten oder in die Moschee zu gehen – ohne dass er wüsste, warum.

Die islamische Trauung (*Nikah*) bezeichnet er als einen wesentlichen Rechtsakt vor einem Imam, durch den das Ehebündnis legitimiert und Gottes Segen erlangt wird.

Mit Gewissheit kann er von sich behaupten, dass der Islam ihn vor Drogen weitgehend geschützt hat, obwohl er früher oft durch einige Freunde zum Kiffen animiert wurde. Vor allem weiß er, dass er durch seinen Glauben weder Diebstahl noch ein anderes widerrechtliches Verhalten gezeigt hat, obwohl er der Ansicht ist, dass er dazu schon viele Anlässe hatte.

»Davor hat mich der Islam geschützt.«

5.8.2.3 Die Dimension der religiösen Erfahrungen

Orhan fühlt sich durch seine Religion beschützt. Er ist davon überzeugt, dass eine Religion für jeden Menschen unabkömmlich ist, weil Gott sonst keine Religion offenbart und keine Gesandten an die Menschen geschickt hätte. In Notlagen wendet er sich Gott zu und fühlt sich dann wohl. Am Islam erstaunt ihn besonders dessen Transparenz und Verständlichkeit für alle.

Eine Religion kann nur dann eine Gottesreligion sein, wenn sie den Menschen zu Gott bringt, ihm Glück beschert, jegliche Fragen beantwortet und klarmacht, was gut und schlecht ist. Weil ihm der Islam dies liefert, ist er von diesem Glauben überzeugt und kann auf die Unterstützung und den Beistand Gottes hoffen.

5.8.2.4 Die Dimension des religiösen Wissens

Seine religiöse Kenntnis beschreibt Orhan wie nachstehend:

»Über Islam weiß ich nur einiges. Ich weiß, wie man *Abdest* [rituelle Waschung, H.Ö.] macht, wie man betet, wann man fasten muss und dass man zum *Hacc* [Pilgerfahrt, H.Ö.] gehen muss. Es gibt nur einen Gott und so, aber so richtig viel weiß ich auch nicht. Ich bin hier in Berlin geboren und konnte deshalb Islam nicht richtig lernen. Meine Eltern wissen auch nicht so vieles, leider. Sie können auch meine Fragen nicht beantworten. Als ich noch ein Kind war, kann ich mich sehr gut erinnern, da hatte ich viele Fragen: Wer ist Gott und wo wohnt er? Meine Eltern konnten mir meine Fragen nicht beantworten. Mein Vater hat mich zu meiner Mutter

gesickt – und sie sagte, dass sie keine Zeit hat. Und so ging es bei uns zu. Nur im Ramazan kann man sehen, dass bei uns die Gebete richtig gemacht werden, da sehe ich vom Islam vieles, aber danach ist nicht so viel zu sehen.«

Eine sogenannte »Koranschule« hat er hier nicht besucht, obwohl ihn seine Eltern dazu anregt haben.

»In den Sommerferien habe ich im Urlaub durch Verwandte oder in der Türkei in der Moschee Koranlesen gelernt und die Waschung, Gebet und so – mehr leider auch nicht.«

Sein religiöses Wissen sieht er als ungenügend an. Aufgrund seiner Arbeit hat er kaum Zeit, Bücher, vor allem über den Islam, zu lesen. Publikationen in der deutschen Sprache kann er mangels Sprachkompetenz nicht folgen – und solche in der türkischen Sprache ebenfalls nicht, weil er seine Muttersprache nicht ausreichend beherrscht. Speziell im Ramadan bemüht er sich, Fernsehsendungen über den Islam anzuschauen, um sich Wissen über den Islam anzueignen.

»Im Ramazan wird häufig über Islam geredet. Manchmal werde ich auch wütend über einige, weil die nur den Islam schlecht machen und falsch reden. Deutsche Sendungen gucke ich sehr selten an, weil sich die immer über uns lustig machen und alles falsch erzählen. Die sagen: ›Ja, der Islam ist gefährlich, die Türken nehmen uns die Arbeit weg, die Muslime sind ...‹ Immer werden wir schlecht gemacht. Ich kriege Kopfschmerzen von diesen Sendungen.«

5.8.2.5 Die Dimension der Konsequenzen aus religiösen Überzeugungen

Es ist für Orhan selbstverständlich, Kinder nach den Geboten des Korans zu erziehen. Auf jeden Fall will er seinen Kindern vermitteln, dass der Islam eine gute Religion ist, die den Menschen viele Vorteile bringt. Besonders einsetzen wird er sich dafür, dass seine Kinder mehr Wissen und Erfahrungen über den Islam erhalten, als er selbst gehabt hat. Nicht nur das diesseitige, sondern auch das jenseitige Leben soll im Mittelpunkt seiner Erziehung stehen, damit seine Kinder gute und gottgefällige Menschen werden. Nicht zu vergessen sei hierbei die Wahrung der türkischen Identität.

Das islamische Verbot des vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehrs erkennt er als vorteilhaft für ein sittliches Leben in der Gesellschaft an, merkt aber zugleich an, dass er damit in der Praxis Probleme hatte.

»Es ist natürlich sehr wichtig, aber ich habe hier, als ich 15, 16 oder 18 Jahre alt war, Fehler gemacht. Habe mit einigen Mädchen damals Kontakte gehabt. Heute sehe ich es noch besser. Ich habe große Fehler gemacht. Heute weiß ich, dass dieses

Verbot eigentlich für uns Menschen sehr gut ist, wenn wir es einhalten. Damals sagte ich: ›Warum hat der Islam das verboten?‹, habe es nicht verstanden. Eigentlich habe ich auch nicht an dieses Verbot gedacht; es kam also so, wie es kam. Ich hielt Ausschau nach Mädchen, man zählte in der Schule oder unter Freunden, wie viele Mädchen man aufgegeilt hatte. Ich habe öfters, wie meine Schulfreunde, mit meinen Kontakten zu Mädchen angegeben. In solchen Gesprächen wurde einem gut zugehört, auch Mädchen haben zugehört, die waren auch dann neidisch. Je mehr Kontakte man hatte, umso mehr kamen die Mädchen angetanzt. Heute verstehst du diese Haltung nicht mehr. Obwohl diese Mädchen wussten, wir haben sie ausgenutzt, haben sie trotzdem hier mitgemacht, sogar sich selbst bei denen, die häufig mit Mädchen Wechselkontakt hatten, angeboten.«

Bei einer Vermählung mit einer Nichtmuslima befürchtet er die Instabilität dieser Ehe aufgrund der kulturellen und religiösen Unterschiede. Außerdem gebe es ein weiteres Hindernis:

»Mit einem Nichtmuslim würde ich auch heiraten, aber wird vielleicht schwierig sein, denn die deutschen Familien möchten nicht, dass ihre Töchter mit Türken und Muslimen heiraten. Ich hatte einen Freund, der mit einer Deutschen heiraten wollte. Der hat mächtig Ärger von den Deutschen bekommen. Man hat ihm sogar gedroht und er wurde auch nachts von einigen Nazis zusammengeschlagen. Ich weiß, dass das von der Familie geplant wurde, aber die Polizei konnte die Schuldigen nicht finden.«

Mittlerweile hat er sich mit einer türkischen Frau aus seiner Geburtsstadt verlobt. In einigen Monaten steht die Hochzeit bevor.

Warum immer von den Türken Integration gefordert werde, fragt er sich erregt. Er beschwert sich darüber, dass die Deutschen sich in dieser Frage nicht bewegten; beide Seiten müssten aufeinander zugehen. Es ärgert ihn zusehends, dass die Türken damals als »Helden« und heute als »Verbrecher« deklariert werden.

»Der Islam und die Türken werden immer schlecht gemacht, sie wissen doch nichts über uns. Aber jetzt haben sie selbst keine Arbeit mehr und jetzt suchen sie die Schuldigen: ›Das ist natürlich der Islam, das sind Türken!‹ Ich kann das nicht hören, die sollen uns in Ruhe lassen.«

Orhan ist sich sicher, dass nicht der Islam, sondern die gesetzeswidrige Ungleichbehandlung der Menschen in dieser Gesellschaft das Problem darstellt.

»In Deutschland steht es auch in den Gesetzen, aber praktiziert wird es nicht. Wir Türken werden wie Dreck behandelt. Egal wo du dich befindest, auch wenn du ge-

bildet bist, wirst du nicht angenommen wie die Deutschen. Bei der Ausländerpolizei oder beim Arbeitsamt kommen die Deutschen, dann die Menschen aus EU und dann die Polen, Russen – und zuletzt wir.«

Fragwürdig sei zudem, warum bei tätlichen Angriffen auf Türken oder Muslime durch die Verantwortlichen nur flüchtige Statements abgegeben werden, während bei Angriffen auf andere nicht vor umfangreicher Berichterstattung gescheut werde.

»In Deutschland hat man sogar Türken getötet, ja sogar lebendig verbrannt. Keiner hat darüber so richtig geredet und protestiert, als in Solingen oder Mölln Türken, Muslime verbrannt, getötet wurden. Nur ein paar Blumen – und Politiker haben drei Sätze gesagt. Das war alles. Wenn aber ein Deutscher oder ein Christ verletzt oder getötet wird, dann schreit die ganze Welt auf. Ist das Demokratie, ist das Menschenrecht? Ich glaube an diese Sachen überhaupt nicht. Die legen alles aus, wie es passt. Stirbt ein Türke, ein Muslim, ist es nicht so schlimm: ›Kann ja passieren!‹; stirbt ein Christ, dann schreit die ganze Welt auf und macht uns und unseren Glauben dafür verantwortlich.«

Seine Gedanken über den Islam:

»Im Islam ist die Demokratie, die Menschenrechte sowieso enthalten. Islam ist nicht gegen Demokratie. Islam ist Freiheit und Frieden. Auch setzt gerade der Islam mir Grenzen, sonst würde ich, wie gesagt, nach diesen Ereignissen in Solingen und Mölln auch zur Waffe greifen oder, wenn ich bei der Ausländerpolizei wie ein Stück Dreck behandelt werde, diesen Egoisten den Hals umdrehen.«

Er fordert ein Umdenken:

»Die Deutschen sollten mehr Rücksicht auf uns nehmen und nicht immer auf uns draufschlagen. Die Politiker, die hauptsächlich ja nur lügen und unser Geld klauen, sollten die Wahrheit sagen, und uns nicht immer beleidigen. Die Behörden und die Polizei sollten uns gerecht behandeln, denn wir sind auch Menschen. Und der Islam sollte endlich richtig dargestellt werden. Man soll keine Angst vor dem Islam und den Muslimen haben, wir sind auch Menschen und sind nicht gefährlich. Wir fressen keine Menschen und schlagen auch nicht. Wenn die nicht die Demokratie uns vorleben, dann kann man auch die Demokratie nicht nachahmen als Jugendliche.«

Prinzipiell ist er der Gewalt abgeneigt und empfiehlt Türken und Muslime, bei Angriffen und Diskriminierungen geduldig zu sein, weil ihnen eine friedliche Haltung früher oder später zur Anerkennung und Auszeichnung gereichen werde.

»Aber wenn ich jetzt dieses Spiel von denen mitspiele und mich bewaffne und gewaltätig werde, dann werden sie mehr Macht haben und ihre Sachen rechtfertigen. Dann wird der Islam und die Muslime erst recht unterdrückt werden. Meine Eltern konnten mich dann ruhig stellen. Heute bin ich ihnen gegenüber sehr dankbar.«

Auch sollen die Muslime besonders heute ihre friedliche Haltung bewusst vorleben und »ruhig und cool bleiben, geduldig sein und nicht zurückslagen«, damit die Gesellschaft wahrnehmen kann, dass der Islam nicht »Gewalt und Angst, sondern eine richtige Religion ist, die Frieden und Liebe bedeutet.«

5.8.2.6 Einstellung und Bindung an Moschee und Imame

Muslimische Organisationen sind Orhan nicht persönlich bekannt. Lediglich über bestimmte Gruppen hat er einiges gehört. »Ich kenne nicht viele Vereine persönlich, bin auch nirgendwo Mitglied.« Er ist von den türkischen und muslimischen Organisationen enttäuscht, weil sie bis dato keine Akzeptanz der Türken und Muslime in dieser Gesellschaft erwirkt haben.

Die türkischen Organisationen, die sich nicht nachhaltig für die Eingliederung und Anerkennung der türkischen Menschen einsetzen, begünstigt er nicht, weil sie die Türken für ihre materielle und politische Einflussnahme instrumentalisieren.

»Die Organisationen denken nur an sich und ans Geld. Ich bin mit den türkischen Organisationen überhaupt nicht zufrieden. Es gibt einige, die arbeiten nur für die Politik und für den Senat und beschimpfen die Türken und sagen: ›Alles müssen wir von Bord werfen.‹ Andere arbeiten nur für ihre Mitglieder. Ich erkenne diese nicht an, sie belügen und beklauen uns. Viele Türken sind mit diesen türkischen Organisationen auch nicht zufrieden, aber das wird ja nicht gesehen.«

Hin und wieder sympathisiert er mit den »Ülküüler«.¹

»Sie haben besonders nach den Attentaten auf unsere Brüder in Solingen hart deutsche Nazis angegriffen. Die hatten dann Angst, uns weiter anzugreifen. Und das verdanken wir dieser Organisation.«

¹ | »Ülküüler«: In Deutschland bekannt unter dem Synonym »Graue Wölfe«, die im Verein »ADÜTDF – Türkisch-Demokratischer Idealistenverein (kurz: Türkische Föderation)« bundesweit organisiert und politisch mit der »MHP – Nationale Bewegungspartei« in der Türkei verzahnt sind. Die MHP und die Türkische Föderation vertreten die türkisch-nationalistische Synthese und bildeten ursprünglich eine politische, jedoch keine religiöse Partei. Erst in letzter Zeit hat sich innerhalb der Organisation eine Gruppe herausgebildet, die sich eindringlich religiös-sozialen Zielen und privater Frömmigkeit zuwendet.

Über einen organisierten Austausch der muslimischen Organisationen mit Nichtmuslimen ist Orhan nicht informiert. Er will von diesen Organisationen, dass sie sich in erster Linie für die Türken einsetzen.

Eine türkische Identität zu haben und sie beizubehalten, steht für Orhan im Mittelpunkt. Wer eine wahre türkische Identität habe, habe auch eine muslimische Identität. Deshalb sieht er andere nicht als »richtige Muslime« an. Araber bezeichnet er sogar als Denunzianten, die heute die gerechte Strafe Gottes bekämen.

»Ihre Länder sind arm, große Probleme und ihre Regierungen unterdrücken sie. Denn hätten sie uns damals nicht verkauft, dann wären sie heute die reichsten und klügsten Menschen auf dieser Erde. Sie wären vielleicht durch uns die Supermacht, wie heute Amerika ist, denn Erdöl ist Reichtum. Heute haben sie Erdöl, aber kein Gehirn.«

Von allen muslimischen Organisationen erwartet er, dass sie sich vereinen, um den Türken in Deutschland einen Dienst zu erweisen, damit sie die Türken aus der »Sklaverei« befreien. Er verlangt von ihnen, ausschließlich für die Türken da zu sein.

Generell ist er im Monat Ramadan und zu den Festtagsgebeten in der Moschee, wenn es sich mit der Arbeit arrangieren lässt. Er geht gelegentlich mit seinen Eltern, meistens aber mit Bekannten aus dem Stammcafé in die Moschee, um am gemeinschaftlichen Gebet (*Teravih*) teilzunehmen. Das verbindende Freitagsgebet steht nur dann auf der Tagesordnung, wenn der Freitag auf einen gesetzlichen Feiertag fällt. Im letzten Ramadan hat er etwas für sich entdeckt:

»Ich würde öfters in die Moschee gehen, weil da die Gemeinschaft ist und die Gebete dort mehr wert sind, als wenn wir alleine beten. Dort finde ich auch meine innere Ruhe und denke mehr an Allah und an meine Aufgabe als Mensch auf dieser Erde, mehr als wenn ich draußen bin. Da denke ich ans Geldverdienen und an mein *Nefis* [Ego, H.Ö.].«

Wenn er das Wort Moschee hört, dann hat er vor allem zwei Bilder im Kopf: die Moscheen mit Minaretten in Istanbul und alle anderen Moscheen in schwer auffindbaren Wohnkomplexen.

»Ich finde es schade, dass wir in Berlin immer noch keine richtige Moschee haben, die man sofort sieht und wo man eben mehr Platz hat – wie die Kirchen.«

Seiner Überzeugung nach ist die wichtigste Aufgabe einer Moschee, offen für alle Türken zu sein. Er möchte nicht, dass sich die Moschee einer Partei anschließt – und sie darf auch keineswegs ein politisches Bild in der Öffentlichkeit erzeugen. Auch würde er sich darüber sehr freuen, wenn die

Moscheen mehr in der deutschen Sprache anbieten – ohne allerdings die türkische Sprache aufzugeben. So würden er und andere Jugendliche die Predigten der Imame besser verstehen können. Er schätzt es nicht, wenn sich fast alle Moscheen in Hinterhöfen und in kleinen Kellerräumen befinden. Ferner ist er empört, dass viele Orte, die als Moscheen bezeichnet werden, nicht über einen qualifizierten Imam verfügen. Besonders gravierend findet er, dass einige Moscheegemeinden unter den Türken nach Parteidatumszugehörigkeit zugeordnet werden.

»Häufig kommen dann nur die sehr alten dahin, wir jüngeren dagegen kommen nur selten. Die Moscheen müssen offen und sofort sehbar sein.«

Er verlangt daher von den Moscheegemeinden, unter keinen Umständen parteipolitisch zu agieren und sich von jeglicher Parteipolitik fernzuhalten. Dass sie politisch agieren, stört ihn nicht, solange in den Moscheegemeinden keine Polemiken ausgetragen werden. Anstatt gegeneinander zu arbeiten, erwartet er von ihnen eine Einigung in islamischen Themen und fordert mehr Bauten, die seinem Bild von einer richtigen Moschee entsprechen. Auch wünscht er sich mehr Sauberkeit in den Moscheegemeinden, vornehmlich in den Sanitärräumen. Er beklagt zudem, dass er, wenn er in der Moschee zum Beten geht, jedes Mal nach der Predigt um Spenden gebeten wird. Daher erwartet er von den Moscheegemeinden, mit dieser Spendenpraxis umsichtiger umzugehen und nach anderen Akquisitionsquellen zu forschen.

Orhan definiert einen guten Imam mit einem angenehmen Charisma und bewundernswerten Charakter, der predigt, was er selbst praktiziert. Auch gehöre eine ausreichende Kenntnis von den soziokulturellen und ökonomischen Gegebenheiten in der Gegend, in der dieser Imam lebt und tätig ist, zu dessen Grundqualifikation. Auf jeden Fall sollten Imame nicht nach ihren Predigten zu Spenden aufrufen. Darüber hinaus soll klar zwischen Vorstandarbeit und der des Imams in den Moscheegemeinden getrennt werden, damit er durch Gemeindefehler nicht in Misskredit gerät.

»Wenn es dazu kommt, dann hört ihm dann keiner mehr zu. Er verliert den Respekt.«

Ob ein Imam auf seine Lebensweise oder -einstellung Einfluss nehmen kann, hänge von dem Imam selbst ab. Ein Imam, der verständlich und wirklichkeitnah predigt, seine Zuhörer ernst nimmt und über seine Arbeit den Kontakt mit ihnen sucht, hat nach Orhans Erfahrung einen guten und förderlichen Einfluss.

»Also, wenn ein Imam etwas gut erzählt, wo ich weiß, dass er das auch selbst praktiziert, dann lebe ich es auch. Ich habe im Ramazan öfters angefangen, täglich zu

beten. Dazu hat der Gastimam aus der Türkei viel beigetragen. Er war ziemlich jung und hatte so eine gute Stimme. Er hat uns sehr ernst genommen. Er hat außerhalb seiner Predigten auch so kleine Gesprächskreise gebildet, wo man ihn fragen konnte. Es war vor drei Jahren im Ramazan hier. Es war wirklich eine gute Stimmung. Leider musste er auch weg. Nach einigen Tagen wurde ich wieder faul und habe nicht mehr fünfmal am Tag gebetet.«

5.9 Gülsüm – »Der Islam diszipliniert mich und zügelt mein Ego.«

Zur Interviewsituation

Die folgende Interviewpartnerin habe ich in der Mensa einer Berliner Universität kennengelernt. Sie saß eine Tischreihe weiter mit ihren Kommilitonen und unterhielt sich sehr engagiert mit ihnen. Nachdem sich einige aus dieser Gruppe verabschiedeten, begab ich mich zu ihr. Wir verabredeten uns zum Gespräch, welches wieder in der Mensa stattfand.

5.9.1 Wer ist Gülsüm?

Gülsüm, 21 Jahre alt, ist in Berlin geboren. Ihre Eltern stammen aus der Türkei. Sie kamen mit der Vorstellung nach Deutschland, für einige Jahre hier zu arbeiten und dann wieder zurückzukehren. Mittlerweile haben sie diese Intention aufgegeben. Gülsüm ist in Berlin sozialisiert und studiert seit einigen Semestern an einer Berliner Hochschule. Überdies hat sie die deutsche Staatsbürgerschaft.

Seit Kurzem ist sie verheiratet und steckt in ihren Zwischenprüfungen an der Universität. Daher fehlt ihr nun die Zeit, mit ihrer besten Freundin regelmäßig Freizeitbeschäftigungen – wie Kino- und Theaterbesuchen, Spaziergängen oder gemeinsam zu Hause fernsehen bzw. Musik hören – nachzugehen. Mit ihrem Ehemann geht sie dennoch, wenn auch nicht regelmäßig, ins Kino oder Theater. Manchmal besucht das Ehepaar kulturelle Ausstellungen.

Gülsüm begrüßt es sehr, wenn Menschen im jugendlichen Alter die islamischen Regeln befolgen. Daher ist sie der Meinung, dass sich die Jugendlichen durch die Einhaltung der islamischen Grundsätze vor Kriminalität, Drogen, Alkohol, Faulheit etc. hüten können. Dies bedürfe aber einer rechtzeitigen Einweisung in die religiösen Grundprinzipien durch die Eltern – und später durch die Schulen. Gülsüms Eltern hatten zwar immer den Wunsch, dass sie sich am Islam orientiert, aber sie selbst beklagt sich über die fehlende Unterstützung ihrer Eltern hierfür.

»Sie haben mir nur gesagt, ›Tochter, gehe in die Moschee, lerne den Koran‹, aber

selber habe ich dieses Vorbild zu Hause nicht vor den Augen gehabt. Meine Mutter trägt immer noch kein Kopftuch. Mein Vater betet nicht einmal. Jetzt so langsam beginnen sie. Sie haben mir nur gesagt: »Mach das und dies!« Selbst haben sie, was sie mir gesagt haben, eigentlich nicht vorgelebt. Ich glaube, sie haben mir das nur gesagt, weil sie denken, dass sie als Eltern dieses mir sagen müssen. Nachgehakt haben sie nicht, ob ich in die Moschee gegangen bin oder den Koran gelernt habe. Es war nur meine Eigeninitiative.«

Gleichwohl hat sie weiterhin ein intaktes Verhältnis zu ihren Eltern. Da sie zu Hause keine religiöse Bildung genossen hat, versucht sie seit einigen Jahren, sich durch Eigenstudium in die islamischen Grundprinzipien einzulesen. Dabei ist ihr aufgefallen, dass sie viele Gebote und Verbote bisher vernachlässigt hat. Mit viel Engagement versucht sie nun, die verlorene Zeit nachzuholen, indem sie sich viel Wissen anliest – und es in die Tat umsetzt. So legte sie sich als einzige in der Familie ein Kopftuch um und beachtete mit der Zeit auch die anderen islamischen Bekleidungsvorschriften.

»Ich habe vor einigen Jahren selbst mich entschlossen, ein Kopftuch anzulegen, weil ich es so richtig finde. Es war mein eigener Wunsch, damit ich das Wohlwollen Allahs noch mehr erreiche. Dass ich bete, faste oder ein Kopftuch trage – meine Eltern haben hier keinen Einfluss darauf gehabt.«

Zwar bekräftigt sie, dass sie zu ihren Eltern ein gutes Verhältnis und vor ihnen großen Respekt hat, aber mit einigen Einstellungen ihrer Eltern zum islamischen Leben nicht einverstanden ist. Bis zu ihrem Wegzug aus dem Elternhaus kam es zu zeitweise heftigen Auseinandersetzungen um ihr religiöses Ausleben.

»Sie sagen immer wieder: »Du mit deinem Kopftuch wirst keinen Job finden. Mit deiner religiösen Haltung, wo du fünfmal am Tag beten musst, wirst du Probleme im Alltag und in der Arbeit haben. Ihr werdet keine normale Zukunft haben. Ihr werdet wahrscheinlich immer Menschen zweiten oder dritten Ranges sein.« Meine Eltern werden leider häufig von Medien gelenkt. Wenn da irgendetwas über Islam steht, dann fangen sie an, mich vollzulabern: »Mach das nicht! Lege dein Kopftuch ab! Sei doch modern!« Durch diese Medien bekommen sie viele Bedenken und reden mir dann ein. Ich glaube aber, dass sie innerlich diese Bedenken nicht teilen. Trotzdem argumentieren sie gegenüber mir mit diesen Zeitungsberichten. Und das finde ich überhaupt nicht richtig. Allein, weil ich Politologie studiere und inzwischen weiß, wie Menschen und andere mit Meinungen und so umgehen. Manipulation und Sensation ist hierbei sehr zentral. Leider!«

Mit dem Gedanken an eine Rückkehr hat sie bisher nicht gespielt, aber völlig ausschließen möchte sie dies nicht. Falls sie nach ihrem Studium eine

angemessene Arbeitsstelle in der Türkei erhalten sollte, wäre sie bereit, dorthin zurückzukehren.

Als eine Muslima war ihr Eindruck von der Situation der Muslime in Deutschland bis vor dem »11. September«, dass es sich als Muslim hier in Deutschland ohne große Probleme und Diskriminierungen leben lässt, weil die Muslime als Teil dieser Gesellschaft weitgehend anerkannt waren. Die Situation änderte sich jedoch nach den Terroranschlägen wesentlich zum Schlechteren.

»Vorher war der Moslem ein Teil der Gesellschaft, und lebte vor sich hin. Jetzt ist alles, was wir machen, was der Moslem macht, im Vordergrund – und auf alles wird geachtet und jede Bewegung wird gedeutet. Die Nichtmuslime deuten und beurteilen alle Bewegungen, die ein Moslem macht. ›Was will er jetzt machen? Was hat er vor? Wird er jetzt uns in die Luft sprengen?‹ Auf alles wird haarscharf geachtet und alles wird gedeutet und vieles wird auch hineininterpretiert. Es ist wirklich schwieriger geworden. Auch die Umstände sind schwieriger geworden. Man kann nicht mehr überall beten. Man kann nicht mehr mit Kopftuch unterrichten. Vielleicht wird es auch in Zukunft so sein, dass man nicht mehr mit dem Kopftuch in die Schule gehen darf. Bis vor Kurzem war es noch möglich, den Arbeitgeber oder den Dekan oder den Professor zu fragen: ›Kann ich hier in der Ecke beten?‹ oder ›Kann man in dem freien Raum eine kleine Gebetsecke einrichten?‹ Es war möglich. Aber jetzt haben sie Angst vor dem Image, sie würden radikale Moslems oder Organisationen unterstützen. Auch Moslemfreunde trauen sich nicht mehr, offen zu sagen, dass sie Moslems als Freunde haben; auch sie haben Angst. Ich habe neulich mitbekommen, dass eine Lehrerin eine Schülerin nicht unterstützen wollte, obwohl sie sie sehr gut kannte. Sie konnte nicht sagen: ›Ja, ich kenne sie sehr gut, sie ist nicht so, sie ist nicht radikal.‹ Sie hat einfach geschwiegen und die Beschuldigungen durchgehen lassen. Sie hatte Angst um ihre Karriere. Ich befürchte, für die Zukunft wird alles schwieriger für den Islam und für die Muslime hier in Deutschland und auch in Europa. Ich hoffe aber das Gegenteil.«

Mit ihrer muslimischen Identität hatte sie weder in ihrer Kindheit noch in der Schulzeit Schwierigkeiten erfahren. Dies sei ihrer offenen Haltung geschuldet. Eine Erfahrung, die sie wenige Monate nach ihrem Entschluss, sich ein Kopftuch anzulegen, machte, kann sie bis heute nicht vergessen.

»Ich wollte unbedingt arbeiten und in der Familie mitverdienen und nicht meiner Familie zu Last fallen. Ich habe mich dann als Kassiererin in verschiedenen Stellen beworben. Und da habe ich Bewerbungsfotos mit Kopftuch abgegeben. Sie wurden auch angenommen. Einmal klappte wirklich alles und auch der Filialleiter war von mir sehr überzeugt und wollte mich sofort einstellen, bis er seinen Chef angerufen und gefragt hat, warum bisher noch nichts entschieden worden ist. Dieser Chef sagt ihm, mit Kopftuch kann man mich nicht einstellen, weil ich mit meinem Kopftuch die Kunden abschrecken würde. Ich war ziemlich traurig. Da hatte ich wirklich das

Gefühl, wirklich benachteiligt zu sein. Das war traurig. Ich habe mich monatelang gefragt: ›Warum schrecken Menschen, die an dem ganzen Gesicht tätowiert sind oder Piercing haben, nicht ab, aber warum ich mit meinem Kopftuch? Warum aber ich?‹ Aber ja, ich kann damit leben, weil ich weiß, warum ich es trage, aber es war eine Benachteiligung. Ich finde es sehr traurig und unmenschlich. Ist das die hoch gepriesene Demokratie? Wo sind die Menschen, die sie sonst immer hochhalten?«

Damit der Islam und die Muslime in Deutschland wieder voll anerkannt werden können, seien in erster Linie die Muslime gefragt. Sie ist der Ansicht, dass die Muslime bezüglich des Islam viel zu ungebildet sind. Deshalb werde der »wahre Islam« der Öffentlichkeit nicht treffend vermittelt. Gülsüm plädiert dafür, dass sich Muslime, nachdem sie sich über ihren Glauben aufrichtig gebildet haben, um einen ehrlichen Dialog mit Nicht-muslimen bemühen, damit der »wahre Islam« vermittelt werden kann. Darüber hinaus erhofft sie sich, dass der Dialog zwischen der Bundesregierung und den islamischen Gemeinden weiter und stärker ausgebaut wird.

»Die Bundesregierung muss jetzt endlich, nach 50 Jahren, einen Ansprechpartner finden, im ständigen Austausch stehen und die Muslime mit ihren Organisationen hier wirklich integrieren, sie willkommen heißen. Die Bundesregierung ist auch unsere Regierung, sie muss auch für uns da sein und alles dafür tun, dass diese Islamfeindlichkeit in der Gesellschaft, vor allem in den Medien und bei den Politikern, verschwindet. Die Bundesregierung, der Staat also, muss uns auch richtig und ehrlich akzeptieren. Sonst sind sie für uns nicht glaubwürdig, wenn sie über Demokratie, Menschenrechte et cetera sprechen.«

5.9.2 Dimensionen der Religiosität

5.9.2.1 Die Dimension des Glaubens

Gülsüm ist davon überzeugt, dass es einen einzigen und allmächtigen Gott gibt. Sie ist sich gewiss, dass so ein Gott existiert, der unabhängig von seinen Geschöpfen herrscht.

Der Koran ist für Gülsüm Gottes Wort und Offenbarung. Zumal Gott der Schöpfer des Universums und der Lebewesen ist – nur er kennt die Wahrheit über alles. Daher enthält auch der Koran die Wahrheit und ist der Islam eine unvergänglich gültige Religion.

Gülsüms glaubt an den Tod und an das ewige Leben. Dementsprechend erwartet sie nach dem Tod das ewige Leben im Jenseits, wo die Menschen für ihr diesseitiges Leben vor dem einzigen Gott Rechenschaft ablegen müssen.

5.9.2.2 Die Dimension der religiösen Praxis

Das innerliche, individuelle Gebet zu Gott hat Gülsüm in ihre Lebenswelt mittlerweile eingefügt. Daher kann sie sich ein Leben ohne dieses Gebet, ohne sich Gott innerlich zuzuwenden, nicht mehr vorstellen.

»Aber die fünf täglichen Gebete haben leider immer noch keine geregelte Bedeutung in meinem Leben, weil sie immer noch nicht richtig bei mir sitzen. Aber ich werde in Kürze hoffentlich mit diesen wichtigen fünf täglichen Gebeten beginnen. Denn Gott schenkt uns vieles und lässt uns leben, all diese Taten sind unser Dank an Allah.«

Das Fasten hingegen fällt ihr nicht schwer, denn seit ihrem 11. Lebensjahr hält sie die Fastenzeit im Ramadan regelmäßig und unermüdlich ein, auch weil der Fastenmonat innerhalb und außerhalb des Familienkreises eine besondere Stellung einnimmt. Für Gülsüm ist der Ramadan ein Festereignis, auf das sie sich jedes Mal aufs Neue freut.

»Denn der Ramadan ist wirklich sehr herzlich und segensreich. [...] Im Ramadan ist der Dialog unter den Menschen anders, sehr freundlich. Es herrscht viel Freude, Freundlichkeit und *Bereket* [Segen, H.Ö.].«

Die islamische Trauung (*Nikah*), die sie nach ihrer standesamtlichen Trauung vollzogen hat, ist für sie ein Zeichen der »gültigen und ewigen Ehe«.

Sie lebt im Islam, damit Gott mit ihr zufrieden ist.

»Es macht mir großen Spaß, etwas zu machen, denn ich werde doppelt belohnt, einmal von Allah und einmal von den Menschen.«

5.9.2.3 Die Dimension der religiösen Erfahrungen

Der Mensch brauche für sie deshalb eine Religion oder zumindest den Glauben an ein höheres Wesen, damit er sich – gerade wenn er abgeschieden lebt – zügeln kann. Der Islam ermöglicht ihr diesen Glauben. Sie kann ihr Ego und ihre Triebe durch ihren islamischen Glauben besser kontrollieren und bändigen, da sie überzeugt ist, dass Gott sie allorts sieht und hört. Auch kann sie sich durch ihren Jenseitsglauben beherrschen.

Gülsüm ist mit ihrem Glauben sehr zufrieden, weil sie durch den Islam eine Richtschnur für ihren Alltag hat.

»Als simpelstes Beispiel: Islam gibt mir eine Richtlinie, wie ich zu leben, wie ich zum Beispiel meinen Mann auswählen muss, wie ich mich verhalten muss, wonach ich mein Leben ordnen muss, was für mich, für meine Seele oder meinen Körper

gesund ist. Der Islam gibt auch für meine Fragen ›Woher?‹, ›Wie?‹, ›Warum?‹ Antworten. Also der Islam gibt mir eben Sicherheit.«

Deshalb ist für sie Gott, der Schöpfer auch dieser Religion, der einzige wichtige Zufluchtsort, und das nicht nur bei Problemen oder Hindernissen, sondern auch bei Erfolgen und glücklichen Situationen.

»Man kann in jeder Situation sich dem Islam und Allah hingeben. Man hat jederzeit den Schöpfer bei sich.«

5.9.2.4 Die Dimension des religiösen Wissens

Gülsüm schätzt ihr religiöses Wissen als rudimentär ein. Doch wenn sie sich mit ihren muslimischen Freundinnen vergleicht, dann ist sie sehr froh, dass sie einigermaßen über den Islam informiert ist. Sofern sie sich aber einem Buch mit islamischen Themen widmet, wird ihr bewusst, wie groß ihr Bildungsmanko ist. Daher ist sie gewillt, in ihrer Freizeit islamische Literatur zu studieren. Sie möchte ihre Religion authentisch erlernen, um sie dementsprechend darstellen zu können.

»Wo haben wir denn überhaupt eine Möglichkeit, Islam so richtig zu lernen? In der Schule durfte ich es nicht, zu Hause auch nicht, die Eltern wissen selber zu wenig. Es ist wirklich sehr traurig. Ich möchte gerne meine Religion so richtig kennenlernen, damit ich auch im Dialog und wenn ich gefragt werde, auch richtig Antworten geben kann und nicht immer sagen muss: ›Ich weiß es nicht.‹ oder herumrede.«

Sie hält die Berichterstattung über den Islam und die Muslime für falsch und zynisch.

»Ich gucke es aber mit dem Bewusstsein an, dass ich da kein Vertrauen in diese Sendungen habe, auch wenn es eine türkische Sendung ist. In die Medien habe ich leider kein Vertrauen. Leider stelle ich dann immer wieder fest: ›Das war alles Mist und die Sendung hat unsere Arbeit wieder um einige Jahre zurückgeworfen und einige Muslimfreunde haben wir wieder verloren.‹ Es ist wirklich zum Heulen, warum einige Medien das so machen, obwohl sie wissen, dass das, was sie senden, falsch ist – aber sie machen es trotzdem. Warum? Ich verstehe es wirklich nicht.«

5.9.2.5 Die Dimension der Konsequenzen aus religiösen Überzeugungen

Gülsüm findet kontinuierliche religiöse Erziehung und Bildung sehr wichtig, obwohl sie die durch ihre Eltern nicht erfahren hat. Sie hat durch ihr bisheriges Leben erkannt, dass religiöse Erziehung und Bildung ebenso wichtig und erforderlich sind wie die schulische Bildung. Daher wird sie

sich bemühen, ihren Kindern dies ausreichend und akkurat zu ermöglichen.

»Sie [meine Eltern, H.Ö.] haben mir zwar immer wieder gesagt, ›Gehe in die Moschee, dort ist eine Moschee‹, aber sie haben mich nicht an die Hand genommen und dahin gebracht. Und wenn ich jetzt als Erwachsener darüber nachdenke, dann sage ich, das hätten sie mit mir machen müssen. Und ich denke, ich werde es mit meinen Kindern anders machen. Ich werde meine Kinder gerne dorthin bringen, gerne aus einem Buch ihnen vorlesen, ich werde sie religiös aufziehen, aber gleichzeitig den richtigen Islam ihnen vermitteln. Hierzu gehört vor allem, dass ich sie offen und tolerant erziehe.«

Sie ist obendrein glücklich, dass sie das Verbot des vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehrs unausweichlich einhält.

»Als jemand, der das auch wirklich eingehalten hat, bin ich froh, jetzt sagen zu können: ›Ich finde es schön, dass der Islam so etwas verbietet.‹ Ich bin auch froh, dadurch als eine reine Frau in die Ehe eingegangen zu sein. Ich habe mir einen Mann ausgesucht, der auch rein ist. Ich habe mir keinen Mann ausgesucht, der sexuell viel drauf hat, sondern der eine reine Seele mitbringt, also einen guten Charakter vorweist. Deshalb finde ich dieses Verbot gut und auch förderlich für ein Familieneleben.«

Für die Klarstellung der Frage, ob der Islam für sie bei der Integration in diese Gesellschaft ein Hindernis darstelle, vergleicht sie sich mit ihren nicht muslimischen deutschen Freunden und erkennt, dass sie wesentlich integrierter ist. Daher versteht sie nicht, was man von ihr und von den Muslimen außerdem erwartet.

»Der Islam hindert uns nicht, uns in diese Gesellschaft zu integrieren. Ich studiere hier, ich beherrsche die Sprache, ich bin hier geboren. Was will die Integration noch? Was ist denn Integration? Wie weit soll ich mich noch integrieren? Soll ich mir meine Haare blond färben und blaue Kontaktlinsen aufsetzen? Als Muslim, denke ich, dass ich schon sehr gut integriert bin. Für mich bedeutet Integration das gesunde Miteinanderleben, den Dialog. Das tue ich auch. Assimilieren lasse ich mich aber nicht. Als praktizierender Muslim bin ich schon integriert.«

Der Islam und die Demokratie sind für Gülsüm keine Gegensätze. Deswegen ist sie nicht der Meinung, dass der Islam antidemokratische Züge hätte. Das Gegenteil ist für sie der Fall.

»Ich denke, der Islam ist viel demokratischer als die Demokratie, die wir jetzt haben. Eine Religion, wo ich frei wählen und entscheiden kann und frei bin, ist viel demokratischer als die Demokratie jetzt. Ich als eingebürgerte Deutsche gehe wählen,

denke daran, mich selber wählen zu lassen. Wenn die Zeit als Politologin kommt, solange ich nicht lügen muss und mich nicht mit Korruption beflecken muss, würde ich auch Politik machen. Ich habe auch in der Schule als Schulsprecherin Politik gemacht. Der Islam schränkt uns nicht ein. [...] Für Menschen tätig zu sein, ist, als ob man für Gott tätig ist.«

Sie weist darauf hin, dass Menschen in bestimmten emotionalen Situationen anders reagieren, als es die Gesetze oder die Religion erlauben. Menschen, die, egal welchen Glaubens oder welcher Abstammung, täglich angegriffen und unterdrückt werden, würden leider auch zu Gegengewalt greifen oder sich gewalttätigen Personen bzw. Gruppierungen anschließen.

Um solchen gewalttätigen Gruppierungen oder Personen den Nährboden zu entziehen, fordert sie, dass alle Menschen gleich behandelt werden. In diesem Zusammenhang zählt sie einige Beispiele aus der Geschichte dafür auf, dass ein Leben ohne Ausgrenzung, Rassismus und Gewalt zwischen den Religionen und Kulturen möglich ist.

»Also in unserer Religion ist es ja so, dass man alle Menschen gleich behandeln muss. Es ist eine Pflicht wie die fünf täglichen Gebete, alle Menschen gleich zu behandeln. Gerade hier haben die Muslime keine Probleme, auch in der Geschichte sehen wir, dass gerade die Muslime mit Rassismus und Feindschaften anderer Kulturen keine Probleme hatten. Muslime können mit farbigen und weißen Menschen, mit Christen gut zusammenleben, gerade in der Türkei, damals in der Osmanischen Zeit, können wir dieses auch sehen. Kirche, Synagoge und Moschee sind nebeneinander und über Jahrhunderte haben Menschen zusammengelebt. Als damals die Juden zum Beispiel in Spanien angegriffen und verfolgt wurden, oder durch die Nazis, hatte die Osmanische Reich beziehungsweise Türkei sie herzlich aufgenommen und ihnen Schutz angeboten.«

Den zunehmend proklamierten »Juden-Muslime-Streit«, der sich aus dem sogenannten »Palästina-Israel-Konflikt« speise, kann sie keinesfalls begreifen.

»Normalerweise haben wir als Muslime mit keinem Probleme. Nur wegen des Konfliktes zwischen Israel und Palästina stehen die Muslime im Verruf, mit Juden Probleme zu haben. Aber dieser Konflikt ist politisch und mitverursacht durch die Europäer und vor allem durch die Amerikaner. Man möchte diesen Konflikt nicht lösen, damit die Muslime und Juden in Palästina in Feindschaft leben und sich gegenseitig töten. Damit verkauft man eben Waffen und so weiter, damit die Muslime und die Juden auf der Welt immer als Gefahr angezeigt werden können. Unterdessen bauen andere ihre Geschäfte schön weiter aus und verdienen sich dumm und dämlich.«

5.9.2.6 Einstellung und Bindung an Moschee und Imame

Gülsüm engagiert sich in einigen Kinder- und Jugendprojekten, die unabhängig von Einrichtungen und Konfessionen organisiert werden und daher nicht nur auf muslimische Menschen abzielen. Wenn ihre Zeit es erlaubt, besucht sie eine Moschee. Hierbei macht sie zwischen Moscheen keinen Unterschied – wer der Träger der Moscheegemeinde ist, interessiert sie letztlich nicht. Allerdings ist sie mit den muslimischen Organisationen kaum zufrieden.

»Viele muslimische Organisationen oder Moscheen sind von ganz alten Leuten besucht. Also, da kommen leider nur Rentner-Türken oder Rentner-Araber hin und das finde ich nicht gut. Und wenn die Moscheen nur von alten Menschen besucht werden, dann findet kein Dialog nach außen statt. Deswegen bin auch unzufrieden und die Moscheen und die muslimischen Organisationen machen zu wenig, also Aktivitäten nach außen hin. Die treffen sich zum Freitagsgebet, beten und lösen sich wieder auf. Kein Mensch aber weiß, was Freitagsgebet ist und warum die Muslime freitags in die Moschee gehen.«

Dass zu jeder Zeit die größeren Organisationen den öffentlichen Diskussionsverlauf bestimmen und als Ansprechpartner angenommen werden, bedeute eine Verdrängung der lokalen muslimischen Vereine. Bestimmten Organisationen sei eigentlich, den Islam zu >terrorisieren<.

»Für mich kommt El Kaida, Kaplan oder Hizbut-Tahrir nicht infrage, weil sie vor allem in den Medien den Islam nicht so darstellen, wie er eigentlich ist. Durch solche Organisationen nimmt man den Islam als Gewaltorganisation, Terrororganisation oder politische Organisation wahr. Islam ist aber Frieden. Sie bringen aber den Islam und die Muslime mit ihrer guten Arbeit um Jahrhunderte zurück. Zum Beispiel die Arbeit, die freundschaftlichen Beziehungen, dieser Dialog, die wir Muslime seit Jahren mit Mühe und Not zustande gebracht haben, werden durch irgendeinen Terrorakt von Hizbut-Tahrir oder einer anderen Organisation um 20, 30 Jahre zurückgeworfen.«

Die Medien und die Politiker überbewerteten solche Gruppierungen, ohne verständlich zwischen dem Islam, den Muslimen und solchen Gruppierungen oder Personen zu unterscheiden, und verschafften ihnen damit ein anhaltendes öffentliches mediales Forum.

Bis vor einigen Monaten ging Gülsüm einmal wöchentlich in die Moschee, um ihr Kinderprojekt anzubieten. Über zwei Jahre lang hat sie in diesem Projekt Kinder betreut, unterhalten und dabei in die deutsche Sprache eingeführt, bis es ihr zeitlich nicht mehr möglich war. Seither besucht sie gelegentlich die Moschee.

»In die Moschee gehe ich mit meinen Freunden oder jetzt mit meinem Ehemann im Ramadan oder zu den heiligen Nächten. Sonst, wenn ich zeitlich kann; manchmal schaffe ich es aber nicht, weil ich an der Uni Vorlesungen habe, die bis 18 oder 20 Uhr gehen. Und dann habe ich Hausaufgaben.«

Sobald sie eine Moschee betritt, fühlt sie, wie sich ihre Gedanken ändern.

»Hier wollen alle den Segen von Allah und beten zusammen und denken an Allah und wir alle sind in die Gebete eingebunden. Die Moschee ist ein wunderschöner Ort. Es ist nicht so, wie das im Moment von einigen dargestellt wird. Geht vorbei und schaut es euch an! – kann ich nur sagen.«

Mit dem Wort »Moschee« verbindet sie besonders das gemeinschaftliche Gebet. Jede Moschee figuriert für sie eine islamische Instanz, die für alle offen steht und sowohl für Muslime als auch für Nichtmuslime zugänglich ist.

»Wenn ein Nichtmuslim irgendeine Frage zum Islam hat, dann muss die Tür der Moscheen so weit offen sein, dass sie gesehen und erkannt werden: ›Aha, dort kann ich meine Fragen stellen und kompetente Antworten bekommen. Ich kann dort auch hemmungslos meine Fragen stellen. Dort ist ein kompetenter Ansprechpartner, der Deutsch sprechen kann.‹«

Von den Moscheegemeinden verlangt sie, überwiegend junge und qualifizierte Imame einzustellen, die jedenfalls die deutsche Sprache beherrschen sollten. Sauberkeit und Stil gehörten zu den Essenzialien einer Moschee. Parteipolitik würde sie aus der Moschee am ehesten verbannen.

Ein Imam ist für Gülsüm dann anerkennenswert und kompetent, wenn er die deutsche Sprache beherrscht und sich mit dem Islam sowie den Lebenssituationen seiner Umgebung auskennt. Nur so könnten sie attraktiv auf Nichtmuslime und muslimische Kinder und Jugendliche wirken. Sie verlangt, dass die Imame zwischen den Gebetszeiten die Gemeindegäste mit Bildungsmöglichkeiten versorgen oder für Beratung oder zur Seelsorge bereitstehen.

»Er soll Aktivitäten planen und durchführen. Vielleicht mit der Gemeinde etwas unternehmen, vielleicht auch nur ein Picknick. Es ist manchmal so todlangweilig, nur freitags hinzugehen und der Predigt zuzuhören, und dann gehen sie wieder nach Hause. Das will kein Jugendlicher mehr sehen. Da muss etwas mehr passieren. Vielleicht soll er mal sagen: ›Okay, heute Nachmittag treffen wir uns zum Fahrrad fahren.‹ Es sollte zwar im islamischen Rahmen bleiben, aber die Imame sollten wirklich mehr aktiv sein und die Moscheen sollten auch zu einem Treffpunkt aufgewertet werden.«

5.10 Fadimah – »Ich glaube, dass der Islam auf mich einen positiven Einfluss hat, obwohl ich jetzt nicht die ›große‹ Frau bin, die die islamischen Gebote und Verbote immer praktiziert.«

Zur Interviewsituation

Fadimah habe ich durch ihre ehemalige Schulfreundin, mit der ich bereits vorher über mein Forschungsvorhaben gesprochen hatte, kennengelernt. Nach Kontaktaufnahme und Mitteilung meines Anliegens haben wir uns zu einem Gespräch an einem Samstagnachmittag in einer Cafeteria ihrer Wahl getroffen.

5.10.1 Wer ist Fadimah?

Die 18-Jährige ist in Berlin geboren. Ihre Eltern stammen aus dem Libanon und leben seit über 24 Jahren in Deutschland. Sie verbringt ihre Freizeit eher zu Hause als unterwegs. Gerne würde sie wie früher mit ihren Freunden ins Kino oder einfach spazieren gehen, wofür sie aber weder die Laune noch das Geld findet. Zu Hause schreibt sie Kurzgeschichten und Gedichte. Damit verarbeite sie ihre Fantasien und Träume, die sie nicht verwirklichen könne.

Vor einem Jahr hat sie die Hauptschule nach jahrelangen Mühen mit einem erweiterten Hauptschulabschluss verlassen. Bis heute sucht sie vergeblich nach einem Ausbildungsplatz als Arzthelferin oder als Kauffrau, was sie immer mehr entmutigt. Fadimahs Vater ist seit Langem arbeitslos, worunter die ganze Familie leidet. Sie empfindet ihren Vater mittlerweile als mut- und perspektivlos. Dass ihr Vater seit einigen Jahren andauernd laut über eine Rückkehr in den Libanon nachdenkt und im Falle eines Todes unter keinen Umständen hier begraben werden möchte, stört sie besonders, da sie keinesfalls zurückzukehren gedenkt. Wenngleich sie ihre Familie nicht verletzen und schon gar nicht verlassen will, gerät sie häufig in Konflikt mit ihrem Vater. Besonders erbittert ist sie, wenn der Vater betrunken nach Hause kommt, leidet doch die ganze Familie darunter. Früher, als ihr Vater arbeitete, besuchte sie eine private arabische Schule, wo sie hauptsächlich in die arabische Phonetik und Kultur eingeführt wurde. Dort hat sie auch islamischen Religionsunterricht erhalten. Sie lernte hier, den Koran zu lesen und einige Pflichtengrundsätze, wie das Gebet, die rituelle Waschung, die Prophetengeschichte und die Essvorschriften des Islam. Über vier Jahre hat sie diese Schule am Wochenende und in den Schulferien auch an den Wochentagen besucht. Bereits nach einigen Jahren habe sie die Leidenschaft für diese Schule verloren. Ihr Vater insistierte, dass sie diese Schule weiterhin besuche. Doch mithilfe ihrer Mutter hat sie sich durchgesetzt, auch wenn er monatelang mit diesem Entschluss

nicht einverstanden schien und täglich seinen Unmut spüren ließ. Drei Jahre nach Beginn seiner Arbeitslosigkeit fing Fadimahs Vater an, Alkohol zu trinken und kam schon bald fast regelmäßig betrunken nach Hause.

»Da [in der arabischen Schule, H.Ö.] hatte ich gelernt, dass Alkoholtrinken im Islam verboten ist. Als ich meinen Vater darauf aufmerksam machte, war er wütend auf mich. Er sagte mir, dass ich mich da raushalten soll und er wisse, was er tut. Ich soll keinen Mufti spielen.«

Verantwortungsbewusst ertrage ihre Mutter diesen Zustand – der Familie zuliebe. Für Geduld und Großmut ihrer Mutter ist Fadimah dankbar und bringt ihr großen Respekt entgegen.

»Meine Mutter ist eine gläubige und gute Frau, die seit Jahren diese Probleme geduldig erträgt. Sie ist im Glauben für mich ein Vorbild, deshalb mache ich auch, was sie mir sagt, so gerne. Sie passt schon auf, dass ich mich nach den religiösen Geboten richte. Für meinen Vater ist alles egal. Über Islam redet er kaum. Er mahnt uns auch, dass wir nicht übertreiben sollen. Meine Mutter zwingt mich nicht, ich trage zum Beispiel kein Kopftuch, aber meine Mutter trägt eins.«

Auch wenn man es ihr in der Öffentlichkeit nicht ansieht, dass sie eine Muslima ist, erfährt sie dennoch zuweilen gewisse Ablehnungen.

»Ich erlebe häufig blöde Kommentare, obwohl man mich nicht sofort als Muslim wahrnimmt, denn ich trage ja kein Kopftuch. Aber irgendwie bin ich auch für sie fremd und muslimisch. Ich verstehe manchmal einige nicht, die dann mir sagen: ›Ja, du bist doch Muslim. Warum sind die Muslime in Libanon so?‹ oder ›Taliban!‹, ›Palästina!‹. Mein Gott! Ich bin hier geboren. Bin ich für Libanon zuständig?«

Fadimah versucht, solchen Äußerungen auszuweichen, meidet mithin jede Konfrontation.

»Ich ignoriere meistens solche blöden Vorurteile, denn was soll ich diesen noch sagen. Sie hören doch nicht zu, sie wollen auch nicht lernen, sie wollen sich nur bestätigt sehen. Vorurteile sind ziemlich groß. Ich trage kein Kopftuch, aber mich stört es, was so über kopftuchtragende Mädchen und Frauen gesagt wird. So beleidigend und gemein! Ich glaube, dass ich auch aus Protest gegen solche Lügen mir ein Kopftuch anlegen werde, und falls dann das Kopftuchverbot kommen sollte, erst recht, weil wir, die wir noch an die Menschenrechte glauben, uns mit den kopftuchtragenden Menschen solidarisieren sollten.«

5.10.2 Dimensionen der Religiosität

5.10.2.1 Die Dimension des Glaubens

Dre Existenz Gottes, dem alle Lebewesen und das übrige Universum ihre Schöpfung verdanken und dem die Menschen über ihre Taten im Jenseits Rechenschaft ablegen werden, ist sie sich sicher. Fadimah versteht den Koran als Gottes Wort und Offenbarung, daher enthalte er die Wahrheit.

»Nein, warum soll denn Koran und Sunna veraltet sein? Man sollte den Koran richtig lernen. Es gibt einige Menschen, die den Koran falsch interpretieren, die sollte man ablehnen.«

5.10.2.2 Die Dimension der religiösen Praxis

Sie ist davon überzeugt, dass jeder Mensch – einerlei, ob gottgläubig oder nicht – bete und seine Wünsche äußere.

»Wo soll man sich denn hinwenden, wenn man keinen und keine Unterstützung hat? Also, Beten ist sehr wichtig.«

Ihre Mutter ist momentan die einzige in ihrer Familie, die regelmäßig betet. Fadimah tut es nur bisweilen.

»Man hat zu solchen Sachen – fünfmal am Tag beten – keine Lust, man ist eben faul! Es wäre gut, aber die Faulheit lässt uns keinen Freiraum.«

Der Ramadan bedeutet ihr äußerst viel. Zum einen empfinde sie im Ramadan Segen und Frieden, weshalb sie seit ihrem siebten Lebensjahr diese Zeit mit Fasten verbringt. Zum anderen:

»Ich merke, dass auch mein Vater sich zu einem ›Engel‹ verwandelt. Deshalb denke ich, dass Fasten Menschen zum Guten wendet und nachdenklicher stimmt. Deshalb finde ich Fasten sehr gut.«

Die Menschen aus ihrer Umgebung und sie selbst sind während dieser Fastenzeit ausgeprägt friedlich und harmonisch gestimmt.

»Ich liebe Ramadan so sehr, denn im Ramadan sehe ich so viel schöne und glückliche Momente, auch in unserer Familie wird das Leben ganz harmonisch.«

Was sie von einer Trauung nach islamischer Art hält:

»Auf jeden Fall sehr positiv, denn es wird von Gott angenommen und gesegnet. Sonst braucht man nicht zu heiraten, dann könnte man ja in einer Partnerschaft leben.«

Selbst wenn sie sich nicht als eine Person ansieht, die den islamischen Regeln durchgehend genügt, »weiß ich, dass der Islam mir hilft, dass ich zum Beispiel nicht klaue oder lüge.«

5.10.2.3 Die Dimension der religiösen Erfahrungen

»Einen Glauben braucht jeder Mensch. Die Religion sollte mir eine Orientierung geben, mir den Sinn im Leben zeigen, woran man sich halten kann, was man bekommt, wenn man es macht, und was man bekommt, wenn ich mich nicht daran halte. Also einfach die Spielregeln klar benennen, die aber jederzeit gültig sind und nicht geändert werden. Dass die Menschen alle gleich sind und kein Mensch einem anderen überlegen ist, weil er reich oder mächtig ist, denke ich, das alles habe ich im Islam.«

Manchmal wendet sie sich in Notlagen an ihre Mutter mit der Bitte um Beistand, manchmal spricht sie selbst Bittgebete an Gott aus.

»Sie [die Mutter, H.Ö.] gibt mir kluge Ratschläge für Gebete. Sonst bete ich innerlich, mache viele Bittgebete oder bete so einige Worteinheiten, um wieder meine innere Ruhe zurückzubekommen.«

5.10.2.4 Die Dimension des religiösen Wissens

Trotz ihrer Privatschulbildung ist sie mit ihrem Wissen um ihre Religion nicht zufrieden, sie schätzt es als unzureichend ein. Indes ist sie momentan auch nicht an einer Weiterbildung interessiert, da sie zurzeit im Allgemeinen vom Lernen nicht begeistert ist.

»Sehr sehr selten, vielleicht so ein Büchlein. Wenn ich sage, ein Buch im Jahr, wäre das vielleicht gar nicht falsch.«

5.10.2.5 Die Dimension der Konsequenzen aus religiösen Überzeugungen

Fadimah sieht die vornehmliche Verantwortung für eine erfolgreiche Erziehung in erster Linie bei den Eltern. Dass ihre Eltern, vorwiegend ihr Vater, nicht fortwährend für eine religiöse Erziehung und Bildung gesorgt haben sowie auf Erfüllung ihrer Vorbildfunktion bedacht gewesen seien, führt sie zu dem Entschluss, sich ihrerseits unter allen Umständen für eine angemessene Erziehung und Bildung ihrer Kinder einzusetzen. Sie möch-

te später als Mutter alles Mögliche unternehmen, damit ihre Kinder zu »guten Menschen« heranwachsen. Zu einer einwandfreien Erziehung gehöre auch die Unterweisung in die Religion.

Fadimah erblickt in dem islamischen Verbot des vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehrs Grundlegendes und wünscht sich, dass sich alle Menschen daran halten.

»Ich finde dieses Verbot eigentlich schon wichtig. Das sollte man einhalten; ob es alle machen, das bezweifle ich. Ich aber halte mich daran.«

Eine Ehe mit einem Nichtmuslim komme nur infrage, wenn er zumindest an Gott glaubt und über einen guten Charakter verfügt.

Zu einer Integration in diese Gesellschaft gehöre, dass man die Gesetze dieses Landes beachtet und die deutsche Sprache mehr als ausreichend beherrscht, damit eine zwischenmenschliche Kommunikation stattfinden kann. Gegen diese Integrationsfaktoren habe der Islam keinesfalls Einwände.

»Der Koran sagt, dass wir uns weiterbilden sollen und uns an die Gesetze halten sollen. Ich finde überhaupt nicht, dass Islam uns hindert, uns hier zu integrieren.«

Sie erwähnt in diesem Zusammenhang, dass der erste Vers, den sie aus dem Koran auswendig gelernt habe, mit »Lies im Namen Gottes [...]« beginnt. Nicht der Islam sei an ihrer derzeitigen Situation schuld, sondern ihr eigener Müßiggang und die schlechten Ausgangschancen, die ihr als einer Frau libanesischer Abstammung in dieser Gesellschaft zuteil würden.

Mit einer Assimilation ist sie jedoch nicht einverstanden: »Aber ich werde meine libanesische Kultur und den Islam behalten, keiner kann das mir wegnehmen.«

Personen, die ihr religiöses Anliegen mit brachialer Gewalt einfordern bzw. durchzusetzen trachten, empfiehlt sie, dass sie lernen, was Gott von einem religiösen Menschen auf dieser Erde erwartet. Für sie lautet die Antwort: »Der Schöpfer wünscht die freiwillige Hingabe eines jeden Menschen.« Eine »freiwillige Hingabe« kann nicht durch Zwang und schon gar nicht durch Gewalt erreicht werden. Aus diesem Grund habe der Islam Streit, Schlägerei, Krieg und Töten verboten. Folglich könne eine Bekehrung durch Zwang und Gewalt im Islam keine Legitimation finden.

5.10.2.6 Einstellung und Bindung an Moschee und Imame

Bis auf die private Schule sind Fadimah keine anderen Organisationen bekannt. Mit der »Arabischen Schule« war sie anfangs zufrieden, aber später hatte sie die programmatische Repetition in dieser Schule gestört. Fadimah ist, außer im Monat Ramadan, kaum in der Moschee. Dies schreibt sie ih-

rer derzeitigen Müßigkeit zu. Dessen ungeachtet habe die Moschee in ihrer Lebenswelt großes Ansehen. Wenn sie das Wort »Moschee« hört, denkt sie zunächst an die Gemeinschaft, die zu einem Gebet versammelt ist. Darum wünscht sie sich von den Moscheen, dass sie weiterhin der muslimischen Gemeinschaft in Deutschland einen ruhigen und spirituellen Raum für Gebete bietet.

»Ich wünsche mir Moscheen, wie sie in Libanon sind. Die sind gut eingerichtet und luftig und groß. Die Frauen sollten mehr Platz bekommen und sie sollen da aktiver sein.«

Obendrein erwartet sie von den Moscheegemeinden, dass sie sich für eine aktive Informationsarbeit um den Islam einsetzen, damit Vorurteilen über den Islam und die Muslime unter den Menschen ein Riegel vorgeschoben werde. Ferner erwartet sie von den Gemeinden, dass ihre Weiterbildungangebote für jedermann bezahlbar sind.

Ein Imam kennzeichne sich mit Weltoffenheit, Herzlichkeit, Unvoreingenommenheit und Charakterstärke. Auch differenziere ein guter Imam in der Moscheegemeinde beispielsweise nicht zwischen sozial schwachen und starken oder kopftuchtragenden und nicht kopftuchtragenden Menschen. Der Imam ist für sie dann glaubwürdig, wenn er vorbildlich praktiziert, was er der Gemeinde predigt. Ausnahmslos erwartet sie von den Imamen, dass sie allzeit ihrer Vorbildfunktion nachkommen und ihre Predigten oder andere Veranstaltungen angemessen vorbereiten und dann didaktisch durchführen. Deutsche Sprachkenntnisse gehörten de facto zu der Grundqualifikation eines Imams.

5.11 Zehra – »Glauben ist für mich wichtig, weil ich dann einen Weg habe, weil ich weiß, was ich erreichen möchte.«

Zur Interviewsituation

Auf Zehra als Interviewpartnerin hat mich Aische (Kap. 5.3) gebracht. Am Telefon war sie mit einem Interview nicht einverstanden. Als ich sie nach dem Grund fragte, sagte sie mir, dass sie nicht hinlänglich befähigt sei, mit einem Journalisten zu sprechen. Von vielen habe sie gehört, dass die Journalisten vieles verdrehten und auf den Islam und die Muslime überwiegend nicht gut zu sprechen seien. Sobald sie hörte, dass ich weder ein Journalist bin noch für irgendwelche Befragungsunternehmen arbeite, erklärte sich schließlich doch bereit, mit mir ein Interview zu führen. Das Gespräch haben wir in ihrem Stammcafé geführt.

5.11.1 Wer ist Zehra?

Zehra, eine 18-jährige, in Berlin geborene Türkin, besucht derzeit eine Berufsschule. Davor hat sie die Gesamtschule lediglich mit einem erweiterten Hauptschulabschluss absolviert. Im Anschluss an ihre vergebliche Suche nach einem Ausbildungsplatz hat sie sich entschlossen, ihren Realschulabschluss an einer Berufsschule nachzuholen, damit sich ihre Einstiegschancen für eine Lehre im kaufmännischen Bereich oder im Gesundheitswesen erhöhen. Ihre der zweiten Generation angehörenden Eltern leben seit über 23 Jahren in Deutschland. Zehra kann sich an keinerlei Rückkehrwünsche ihrer Eltern erinnern. Die Türkei kennt sie kaum.

»Also, ob ich für immer in der Türkei leben kann, weil ich ja hier geboren und hier aufgewachsen bin, das weiß ich nicht. Ob ich mich da anpassen kann? Eigentlich nicht! Also nicht für immer. Gesehen habe ich die Türkei seit über 15 Jahren sowieso nicht.«

Zehra ist derzeit ausschließlich mit der Schule beschäftigt. Nach Schulabschluss geht sie mit ihren Freunden meistens gleich in die Bücherei, um dort die Hausaufgaben zu erledigen oder sich auf die Klassenarbeiten vorzubereiten. Daneben muss sie auch gelegentlich ihrem Vater bei der Arbeit in seinem Lokal aushelfen. Falls dann überhaupt noch Zeit bleibt, kommt sie gerne in ihr Stammcafé, um sich bei einer Tasse Tee oder Milchkaffee zu unterhalten oder Musik zu hören.

Ihr Verhältnis zu den Eltern ist situationsgebunden. Ihre Eltern hegten schon immer den Wunsch, dass Zehra studiert und wesentlich weiterkommt als sie selbst.

Bei ihr zu Hause kommt es zu einer Auseinandersetzung, wenn ihre Eltern merken, dass Zehra die islamischen Vorschriften nicht einhält. Ihre Eltern versuchen sie durch Gespräche von den Vorteilen dieser Gebote zu überzeugen. Mit dieser Vorgehensweise ihrer Eltern ist sie einverstanden.

»Sonst warnen mich meine Eltern, fangen an, mir alles von vorne zu erklären, warum man das tun soll und dass es auch gut ist, wenn man das tut, und dass es eigentlich für mich gut ist. Wenn ich trotzdem mich nicht daran halte, dann wollen sie wissen, weshalb ich es nicht mache. Und wenn ich einen Grund habe, dann akzeptieren sie es, aber trotzdem mit indirekten Ratschlägen oder Gesprächen, dass ich diese Gebote beziehungsweise Verbote im Islam beachte. Ich finde das sehr gut, dass sie so verständnisvoll mit mir umgehen. Also, meine Eltern reden und erzählen mir, sonst üben sie keinen Einfluss auf mich, sei es durch Drohungen oder sonst was.«

Zehra hat oft das Gefühl, dass sie als Muslina in dieser Gesellschaft nicht gleichwertig beachtet und gleichberechtigt anerkannt wird. Nach ihrem

Entschluss vor drei Jahren, ein Kopftuch anzulegen, wird sie von Diskriminierungen regelrecht verfolgt.

»Ich muss hier sagen, dass ich mich selber vor drei Jahren entschieden habe, auch ein Kopftuch anzulegen, weil ich so langsam den Islam richtig leben möchte. Ich möchte Allah gefallen und seinen Segen erlangen. Viele sagen heute, dass wir unterdrückt werden und wir etwas politisch sagen möchten. Ich kenne so viele Mädchen und Frauen und ich kenne mich selber auch. Bisher kam ich nie auf den Gedanken, wegen so etwas das Kopftuch anzulegen. Und Zwang? Ja, das gibt es vielleicht bei einigen, aber bestimmt ist es nicht häufig. Bei mir ist Zwang sowieso nicht da. Mich kann sowieso keiner zwingen. Und vor einigen Tagen habe ich im Koran gelesen. Dort heißt es auch ungefähr: ›Es gibt keinen Zwang im Islam!‹ Ich habe es wirklich so langsam satt, dass man immer mit Sprüchen wie: ›Ja, die Frauen im Islam werden unterdrückt. Total! Und die haben keine Rechte!‹ ... also immer diese Vorurteile. Man fühlt sich da schon alleine, man kann nichts dagegen tun, weil jeder hat seine Meinung und äußert sie. Keiner ist wie du, keiner versteht dich. Die sehen dich alle mit anderen Augen und du kannst diesen nichts erzählen. Sie glauben einem ja nicht.«

Einige Erlebnisse setzen ihr heute noch sehr zu:

»Ich kann mich an einiges erinnern. In der neunten Klasse, als ich mit dem Kopftuch zum ersten Mal in der Schule erschien, hat meine Lehrerin mein Tuch vom Kopf abgerissen, weil sie meinte: ›Das gehört sich nicht!‹«

Wegen dieser Missetat hat diese Lehrerin, so Zehra, ihren schulischen Misserfolg mitverschuldet. Nach der Versetzung der Lehrerin konnte Zehra bei ihrer neuen Lehrerin befriedigende Noten erzielen, doch zu einem Realschulabschluss hat es nicht mehr gereicht.

»Ich bekam nur einen erweiterten Hauptschulabschluss. Diese Lehrerin trägt neben meiner Faulheit auch eine gewisse Schuld daran. Und natürlich auch die anderen in der Schule! Weder der Schulleiter noch die anderen Lehrer oder Schüler meiner Klasse haben sich um mich wirklich gekümmert. Keiner wollte dieses Problem wahrnehmen. Na ja, und jetzt leide ich darunter.«

Ausgrenzende Erfahrungen macht sie vor allem im Ostteil von Berlin. Dort hört sie besonders oft, dass Passanten über sie herziehen und sie begaffen. Auch auf der Straße hört sie seit einigen Monaten häufiger, dass man ihr nachfeiert. Daher fühlt sie sich in Kreuzberg am wohlsten, wo ihre Mitmenschen sie besser verstehen als anderswo:

»Man glotzt uns an. Wir waren mit der Klasse im Osten in einem Theater. Da waren viele Deutsche, und wir saßen da. Dann habe ich gesehen, wie einige deutsche Mäd-

chen, die uns gegenüber saßen, im Flur laut unter sich geredet haben: »Ja, hier stinkt es nach Moslems!« und solche Sprüche. Dann kam es zur Auseinandersetzung mit diesen Deutschen. Wir haben ihnen gesagt, sie sollen mit solchen Sprüchen aufhören, aber sie wurden noch lauter. Darauf kam es zu Streitigkeiten, bis der Wachdienst eingriff. Danach wurden wir von diesem Theater verwiesen. Also wir mussten gehen, nicht diese Mädchen, obwohl die uns doch beleidigt haben.«

Auch frustrieren sie die bisherigen Erfahrungen bei Behörden:

»Wirklich, ich habe viel erlebt. Es geht uns manchmal sehr schlecht, obwohl wir in einem freien Land leben. Uns glaubt keiner, wenn wir über solche Sachen erzählen. Ich hoffe, Sie glauben mir, dass wir solche Probleme haben. Auch wenn man zu Behörden oder so geht, da redet man mit uns ganz anders. Wir werden so ange- schrien, und mit den anderen, also Deutschen, redet man ganz höflich und ganz vorsichtig.«

Dass ihre Religion in dem Land ihrer Geburt und ihrer Personwerdung nicht geachtet wird, macht Zehra traurig. Sie könnte es nicht verstehen, warum der Islam und die Muslime hier zum größten Teil ausgegrenzt würden, obwohl sie in den 1990er Jahren respektiert wurden. Warum die Ereignisse um den »11. September« dieses Bild verzerrt und das Zusammenleben der Muslime und Nichtmuslime erschwert haben, warum für diese terroristischen Ereignisse die Muslime und der Islam zur Verantwortung gezogen werden – all dies ist ihr nicht erklärlich.

»Immer wenn ich Fernsehen gucke, sehe ich, dass man immer uns als Terroristen darstellt oder den Islam als Gefahr darstellt. Nach dem 11. September hat man auch einige Kopftuchtragende Frauen in Berlin angegriffen. Keiner glaubt das, aber in Neukölln haben einige deutsche Jugendliche eine Kopftuchtragende Frau angegriffen und bespuckt und als Terroristin beschimpft. »Geh nach Afghanistan!«, haben sie ihr gesagt. Diese Frau kenne ich auch. Eine Frau wird hier in Berlin angegriffen, ich kann es nicht glauben, aber es ist Tatsache. Nach dem 11. September sind viele auf der Straße mir aus dem Weg gegangen. Sie haben mir so richtig gezeigt, dass ich hier nicht willkommen bin. Sie haben ihre Vorurteile auch öffentlich gezeigt, so nach dem Motto: »Guckt mal! Da ist ein Moslem, Mörder, Terrorist. Sie trägt Kopftuch!« Keiner kam zu mir und hat mich angesprochen. Also ich habe nichts dagegen, wenn man zu mir kommt und mich fragt: »Warum trägst du ein Kopftuch? Warum machst du dies, warum bist du so?« Also es heißt heute immer so: »Die trägt Kopftuch, weil bla bla.« Also immer diese Vorurteile.«

5.11.2 Dimensionen der Religiosität

5.11.2.1 Die Dimension des Glaubens

Zehra glaubt an Gott als den Einzigsten und Schöpfer aller Geschöpfe, der die Macht über alle Lebewesen hat. Daher glaubt sie an die absolute Wahrheit der Offenbarungsschriften wie des Korans, den Gott durch seine Gesandten den Menschen offenbart habe. Infolgedessen ist sie davon überzeugt, dass Gott allwissend und allsehend ist.

»Ich denke nicht daran, weil es mir nicht passt, im Koran etwas zu ändern oder wegzumachen. Das geht nicht, weil es stimmen muss. Im Koran sieht man viele Aussagen, die auch wahr werden. Im Koran stehen auch viele Gründe, warum etwas ein Gebot oder Verbot ist. Zum Beispiel vor der Heirat kein Kontakt zu Männern, also es sollte erstmal geheiratet werden. Ich finde, das ist gut, weil man sieht es ja in Talkshows, wie manche auftreten und labern: ›ja, ich weiß nicht, wessen Kind ich in meinem Bauch trage!‹ Oder es gibt Frauen, die alleinerziehend sind, oder AIDS oder andere Krankheiten haben. Also ich denke, das ist ein Grund. Wenn sich jeder und jede an das Verbot halten würde, denke ich mal, würden solche Probleme nicht auftauchen.«

Weil sie an ein ewiges jenseitiges Leben glaubt, möchte sie den göttlichen Geboten und Verboten mehr Achtung schenken, auch wenn dies bei ihr nur zögerlich vorangeht. Jedenfalls möchte sie früher oder später den islamischen Regeln kontinuierlich nachgehen.

5.11.2.2 Die Dimension der religiösen Praxis

Zwar hatte Zehra bereits mit zehn Jahren angefangen, die fünf täglichen Gebete regelmäßig zu verrichten, aber während ihre Pubertät hat sie damit aufgehört. Richtig erklären kann sie sich das nicht.

»Wie gesagt, normalerweise muss man fünfmal am Tag beten. Aber ehrlich gesagt, da ich spät von der Schule rauskomme, schaffe ich es nicht immer, pünktlich zu beten. Ich habe mit zehn angefangen mit diesen Gebeten, so in der Pubertätszeit habe ich aufgehört mit diesen Gebeten. So Bittgebete habe ich immer gemacht und mache es weiter.«

Vor drei Jahren, als sie sich entschlossen hatte, ein Kopftuch anzulegen, hat sie wieder mit dem regelmäßigen Gebet begonnen. Sie betet, weil sie sehr glücklich ist, dass Gott bisher ihre Bittgebete ständig erfüllt habe.

»Ich meine, ich bete, ich bete für mich, für meine Familie, für die armen Menschen auf dieser Welt. Ich meine, es tut mir auch gut, wenn ich bete [...].«

Auch für Zehra wäre eine Religion ohne Gebete keine Religion:

»Ich meine, die Gebete, die wir als Muslime machen, sind als Dankeschön für Gott zu verstehen. Wir beten eigentlich für uns selbst, Allah braucht diese Gebete nicht.«

Zehra empfindet die Fastenpflicht im Ramadan als etwas Besonderes. Ungefähr mit zehn Jahren hat sie erstmals gefastet. Sie tut es sehr gern, weil sie dadurch nachempfinden kann, wie es Menschen ohne Essen ergeht. Dadurch erlange sie wieder mehr Nachdenklichkeit und wisse beispielsweise Nahrungsmittel zu schätzen, auch wenn es nur ein Stück trockenes Brot ist.

Eigene Beobachtungen hat sie schon bezüglich der Wirkung einer islamischen Trauung vorgenommen:

»Heute nimmt man die Ehe und Familie nicht mehr so ernst und viele Familien gehen kaputt. Für Islam ist Ehe und Familie etwas Heiliges. Ich möchte auch dieses so machen. Ich sehe in meiner Klasse, dass viele, die nicht muslimisch sind, keinen Vater oder keine Mutter haben. Die wachsen entweder in Heimen auf oder nur mit einem Elternteil – ich finde das sehr schlecht.«

5.11.2.3 Die Dimension der religiösen Erfahrungen

»Glauben ist für mich wichtig, weil ich dann einen Weg habe, weil ich weiß, was ich erreichen möchte. Wenn ich keinen Glauben hätte, dann wüsste ich doch nicht, warum ich auf dieser Welt bin. Man kann sein Leben nicht genießen, man läuft mit geschlossenen Augen durch die Welt. Mit Glauben weiß man ja, was auf einen zu kommt. Dann kann man sich auch gut vorbereiten.«

Ihr Glaube und ihre Gebete zu Gott sind für sie ein Zufluchtsort, besonders in schwierigen Situationen oder vor wichtigen Ereignissen, vor allem bei Prüfungen.

»Mit diesen Gebeten wird man motiviert. Man hat Spaß weiterzulernen und weiterzuarbeiten.«

5.11.2.4 Die Dimension des religiösen Wissens

Der Schülerin fällt es schwer, ihre religiösen Kenntnisse einzuschätzen; sie befasst sich mit ihrer Religion bereits seit drei Jahren. Vorher hatte sie sich ausschließlich bei ihren Eltern und in der »Koranschulzeit«, die sie im achten oder neunten Lebensjahr mit ihrer Freundin für einige Wochen verbrachte, informiert. Jetzt versucht sie, sich durch Bücher über den Islam weiterzubilden. Sie würde sich gerne mit ihrem Glauben ausführlich beschäftigen, damit sie ihn auch detailliert kennenlernen kann. Aus diesem

Grund ist sie an religiöser Weiterbildung sehr interessiert und möchte vor allem den Koran auch in arabischer Sprache lesen und verstehen. Zudem möchte sie gerne mehr über das Leben der Propheten erfahren.

»Ich lese jetzt auch deutsche Bücher über Islam, damit ich weiß, wie Begriffe auf Deutsch heißen, und ich dann den Islam richtig erklären kann. Ich möchte weder meine Religion noch meine Kultur verlieren.«

5.11.2.5 Die Dimension der Konsequenzen aus religiösen Überzeugungen

Kinder nach den Prinzipien des Korans zu erziehen, ist für Zehra außerordentlich wichtig, weil Kinder eine solide Wertevermittlung und Gottesliebe erhalten müssten. Wie wichtig eine rechtzeitige islamische Identitätsbildung bei Jugendlichen ist, erklärt sie mit einem Erlebnis:

»Letzte Woche, wir liefen auf der Straße mit meiner Freundin. Aus Versehen ist sie gegen einen alten Herrn gestoßen. Sie hat sich entschuldigt und hat den Vortritt dem alten Mann gelassen – aus Respekt, weil er älter ist. Der Mann kam zu uns und meinte, dass er gestern auf einer Versammlung, auf einer Parteimitgliederversammlung denen gesagt hat, dass man die Kinder und Jugendlichen wie die Muslime erziehen soll, also nach dem Islam, weil diese gegenüber Älteren sehr respektvoll sind. Und er hat sich auch heute bestätigt gefühlt. Er meinte zu uns, dass wir so weiter bleiben sollen, er finde das sehr gut.«

Sie hält das Verbot des vor- und außerehelichen Koitus persönlich unter allen Umständen ein, obschon sie mehrmals einigen Versuchungen widerstehen musste. Sie konnte sich vor diesen Sinnenreizen aufgrund ihres Glaubens retten. Daher ist sie der Meinung, dass Frömmigkeit Menschen vor unsittlichen Handlungen beschütze.

»Ich habe bis jetzt nicht gesehen, dass ein Kind, das unehelich war, glücklich ist. Wer den Glauben nicht ernst nimmt, macht eben solche Fehler, nimmt die eine und am nächsten Tag eine andere. Man betrügt, weil man sagt: ›Eine reicht für mich nicht.‹ Man möchte Spaß und die eine wird einem ja langweilig. Ich habe letztens eine Sendung gesehen, wo man gesagt hat, dass in Deutschland 30 Prozent der Frauen und 60 Prozent der Männer fremdgehen. Im Islam ist das alles verboten. Man soll eine heiraten und mit ihr glücklich werden, nicht auf die äußerlichen, sondern auf die innerlichen Schönheiten achtgeben. Im Jenseits wird Gott uns im Paradies die ewige Schönheit und Liebe geben, wenn wir auf dieser Erde zusammengelebt haben und uns unsere Fehler vergeben haben.«

Einen nicht muslimischen Mann zu heiraten, will sie gegenwärtig nicht vollauf ausschließen. Selbstverständlich möchte sie eine Ehe mit einem Mann schließen, der mit ihr möglichst viele Gemeinsamkeiten teilt. Da sie

aber auf eine bestimmte Kindererziehung Wert legt, würde sie einen muslimischen einem nicht muslimischen Ehemann vorziehen. Keinesfalls hindere der Islam ihre Integration.

»Der Islam hindert mich nicht. Aber die anderen Menschen, die Menschen hier verhindern das, finde ich. Die wollen es nicht einsehen, dass ein Muslim mit gutem Willen irgendetwas erreicht. Die meisten wollen das nicht akzeptieren. Ich meine, das sieht man auch. Man hat keine andere Wahl, außer sich vor ihnen zurückzuziehen, wenn man immer abgelehnt wird. Egal, was man sagt, man wird ausgelacht. Dann denkt man: ›Es nützt gar nichts.‹ Dann geht man schnell weg. Jetzt mit dem Kopftuch: Meine Berufsberaterin beim Arbeitsamt, bei der Berufsbesprechung kam sie zu mir und meinte: ›Ja, mit dem Kopftuch schaffst du es ja sowieso nicht. Vergiss es! Keiner wird dich nehmen.‹ Ich habe sie nicht verstanden. ›Was ist denn das?‹, habe ich zu mir gesagt. Die andere Frau hatte mir nie gesagt, dass ich mit dem Kopftuch Probleme haben werden, warum sagt sie jetzt mir so etwas. Ich habe mich sehr gewundert. Ich meine, die Frau kann mir auch sagen, dass es mit meinem Kopftuch Probleme geben kann, aber was labert sie mich voll mit: ›Die Menschen fühlen sich bedroht durch dein Kopftuch!‹ und so. Und dann hat sie auch angefangen zu vergleichen: ›Ja, in der Türkei kann ich auch nicht mit einem Minirock rumlaufen oder in der Türkei ist auch in Schulen Kopftuchtragen verboten.‹ Ich meinte ihr: ›Aber ich bin hier geboren und ich lebe hier!‹ Sie hat dann darüber nur gegrunst. Ich habe wirklich große Kopfschmerzen bekommen. Ich war so wütend und enttäuscht. Ich habe keinen einzigen Ausweg von ihr aufgezeigt bekommen, sie hat mich nur demotiviert.«

Personen, die ihre religiösen Anliegen mit brachialer Gewalt einfordern bzw. durchzusetzen trachten, begegnet sie mit großem Widerwillen.

»Also ich sage nur, wir dürfen ja nicht Kriege führen. Also ich bin gegen Gewalt und Terror. Es gibt einige, die denken, wenn sie den anderen Angst einjagen, werden sie mehr Anerkennung und Respekt bekommen. Sie wissen nicht, dass mit Gewalt nichts erreicht werden kann. Das lernt man auch. Mit Gewalt wird alles noch schlimmer. Ich bin gegen Gewalt, aber wenn man angegriffen wird, muss man sich ja auch wehren können. Das wissen ja alle!«

Denjenigen, die sich auf Gewalt und Zwang für den Islam berufen, begegnet sie mit Protest.

»Die sind keine Moslems. Die denken, die sind das. Ich denke, dass sie nicht mal den Koran kennen. [...] Es ist für einen Muslim eine große Sünde, andere zu verletzen, gar zu töten. Ich denke: ›Bitte nur, dass man auch uns willkommen heißt und uns auch gerecht behandelt! Denn wir sind zwar Muslime, aber wir sind auch Menschen.‹«

5.11.2.6 Einstellung und Bindung an Moschee und Imame

Namentlich kennt Zehra einige muslimische Organisationen, aber inhaltlich hat sie sich mit diesen nicht auseinandergesetzt. Daneben hat sie gerade nach dem »11. September« über diese muslimischen Organisationen in den Medien allerhand gehört. Dass sie durchweg kritisiert und angegriffen werden, sei zwar nicht hinnehmbar. Dennoch habe sie kein Verlangen, sich mit diesen Organisationen näher auseinanderzusetzen, weil sie dafür weder Zeit noch Interesse habe. Sie frage sich auch nicht, welcher Verein welche Veranstaltungen anbiete. Falls sie eine Veranstaltung interessiert, nimmt sie daran teil – egal wo. Zehra macht deutlich, dass die Jugendlichen nicht an den Organisationen selbst, sondern an ihrem Programm und ihren Aktivitäten interessiert sind. Personen oder Gruppierungen, die Menschen gegeneinander aufwiegeln, könne sie nicht akzeptieren.

»Das ist falsch. In meinen Augen sind sie keine Muslime, sondern irgendwelche Möchtegern, die irgendetwas erreichen wollen, aber es nicht schaffen. Kein Wunder! Das wird auch keiner schaffen. Ich lehne solche Menschen und Gruppen 100 Prozent ab.«

Zehra wünscht sich, dass jeder Mensch frei entscheidet, welcher Religion oder Kultur er angehören möchte – und dass dafür miteinander, nicht gegeneinander gearbeitet wird.

Zehra ging früher wesentlich öfter in die Moschee als heute. Momentan findet sie kaum Zeit dazu.

»Aber bei festlichen oder heiligen Tagen wie in Fastenzeit, wo man jeden Abend in die Moschee geht und dort betet, mache ich das. Oder an dem Tag, wo unser Prophet geboren ist, gehe ich dorthin. Ich gehe mit meiner Familie dorthin oder alleine, ich gehe dorthin, um zu beten, ich bete für uns alle, ich lerne dort meine Religion.«

Ihre Assoziationskette zu »Moschee« reicht über Friedfertigkeit und Freiheit bis zu Ruhe. Darüber hinaus ist sie mit diesem Wort innerlich verbunden, schon allein beim Hören dieses Wortes fühlt sie sich zutiefst wohl.

»Also, wenn ich dieses Wort *Camii* [Moschee, H.Ö.] höre, dann bin ich wie neugeboren. Man fühlt sich auch sauber, so unbelastet, als ob der Druck, der auf dir war, auf einmal weg ist. So ein Gefühl kriege ich.«

Weil die Moscheen auf Frieden, Freiheit und Ruhe fußten, dürften weder die Moscheegemeinden noch ihre Besucher die Harmonie stören, indem sie zu Lasten anderer fanatisieren. Zehra erwartet demnach von den Mo-

scheegemeinden, dass sie ihre Gebetsstätten fühlbar zur »Quelle der Toleranz und Liebe« umgestalten.

»Die wichtigste Aufgabe ist, dass man die Menschen nicht aufeinander hetzt, nicht gegen andere Religionen ist und dass man niemanden zwingt, nicht wie ein Diktator dort ist. Man soll die tyrannische Seite eines Menschen weglassen. Toleranz und Liebe füreinander sollen immer in den Moscheen sichtbar sein.

Aber die Moscheen bekommen außer von ihren Besuchern kein Geld. Sie sind arm, meistens wird immer deshalb Geld gesammelt, für Miete, Strom, Wasser oder für einen Teppich. Das nervt manchmal, aber ich verstehe sie schon. Was sollen sie sonst tun?«

Zur Hilfestellung für diese Gemeinden ruft sie nach der Unterstützung des Staates und der Kommunen. Nichtsdestoweniger erwartet Zehra von den Moscheegemeinden mehr Aktivität für muslimische Jugendliche, vor allem auf Kinder und Jugendliche zugeschnittene Bildungsprogramme und Veranstaltungen. Die Moscheegemeinden sollen ferner ihren Austausch mit den Nichtmuslimen erweitern und Angebote wie ein gemeinsames Festmahl oder gemeinsame Gebete für Frieden etc. – nicht nur im Ramadan – organisieren.

»Ich würde mich freuen, wenn die Moscheen solche Möglichkeiten [Bildungsprogramme wie Arabisch, Koranlesen, Prophetengeschichte u.Ä., H.Ö.] anbieten würden. Mehr Bildungsprogramme und für nicht muslimische Menschen mehr anbieten.«

Ein guter Imam zeichne sich neben einwandfreiem Wissen um den Islam sowie die anderen Weltreligionen durch Toleranz und Weltoffenheit aus.

Sie ist sich des Weiteren bewusst, dass Imame sie in guter Hinsicht beeinflussen können. Dies gelinge ihnen nur, wenn sie ernst genommen würden. Sonst haben auch sie – wie die Eltern – keine besonderen Einflussmöglichkeiten.

»In der Moschee, wenn ich die Imame über den Propheten oder über Liebe zu Gott erzählen höre, weine ich. Es gefällt mir sehr. Man überlegt danach zweifach, was man dann tut. Dass man mit seinen Mitmenschen gut auskommt, damit wir im Jenseits Gottes Segen bekommen.«

5.12 Maryam – »Glaube ist meine innere Polizei.«

Zur Interviewsituation

Maryam habe ich durch mein E-Mail-Rundschreiben kennengelernt. Bis zu unserem Interviewtermin haben wir uns über E-Mails ausgetauscht. An einem Montagmittag habe ich sie bei ihr zu Hause aufgesucht, um dieses Interview zu führen. Ich wurde sehr gastfreundlich empfangen und bewirkt.

5.12.1 Wer ist Maryam?

Die 22-jährige Maryam ist in Berlin geboren. Ihre Eltern kamen aus Tunesien mit dem Gedanken, hier zu arbeiten, um Geld zu verdienen. Nach spätestens zwei bis drei Jahren wollten sie wieder zurückkehren.

»Aber das hat bei keinem so richtig geklappt. Wir sind inzwischen hier geboren, aufgewachsen und haben geheiratet, haben Kinder bekommen. Aber unsere Eltern sind immer noch da. Einige sind leider schon verstorben, sie haben es nicht geschafft. Zurzeit denkt bei uns keiner an die Rückkehr. Meine Eltern wünschen sich das zwar, aber die Möglichkeiten verwehren das. Dazu braucht man viel Geld und Arbeit, und die gibt es weder hier noch in Tunesien.«

Sie selbst würde wegen des guten Wetters, der Verwandten und der freundlichen Menschen gerne in Tunesien leben, betrachtet es aber als unrealistisch. In ihrer Schulzeit erreichte sie die Allgemeine Hochschulreife. Nach dem Abitur nahm sie ein Studium zur Grundschullehrerin auf. Zurzeit studiert sie Mathematik und Grundschulpädagogik. Sie hat vor einigen Jahren einen Deutschen, der zum Islam konvertiert ist, kennengelernt und vor einigen Monaten geehelicht. Seit einigen Jahren besitzt sie selbst auch die deutsche Staatsbürgerschaft.

Während ihrer Schulzeit hatte sie überwiegend nicht muslimische Freunde, mit denen sie einiges unternahm: Kino- und Theaterbesuche, spazieren oder einkaufen gehen. Momentan hat sie wegen ihres Studiums keine Freiräume für solche Aktivitäten. Mit ihrem Ehemann besucht sie ihre Verwandten oder Schwiegereltern, die keine Muslime sind. Dorthin gehen sie gerne und verstehen sich glänzend mit ihnen. Überdies versucht sie, mit ihrem Ehemann kulturelle oder gesellige Veranstaltungen in Moscheen oder andernorts zu besuchen. Einige Male im Jahr trifft sie sich mit ihren alten Schulfreunden, um sich auszutauschen, gemeinsam einen Film anzuschauen oder Sport zu treiben. In einem Jugendverein ist sie daneben ehrenamtlich aktiv. Hier engagiert sie sich für die Belange und Schulprobleme muslimischer und nicht muslimischer Mädchen.

Maryam beschreibt ihre Beziehung zu ihren Eltern als »ein recht nor-

males Verhältnis«. Sie hat zwar mit ihren Geschwistern eine arabische Schule besucht. Dort haben sie aber keine islamische Bildung erfahren, sondern wurden lediglich in die arabische Sprache und Grammatik eingeführt. Maryam lernte das Koranlesen und wichtige islamische Grundsätze von ihren Eltern. Augenblicklich ist sie aber der Meinung, dass ihre Eltern ihr nicht viel beigebracht hätten.

»Mit acht Jahren habe ich das Kopftuch getragen, aber das war eine reine Selbstinitiative. Ich hatte eben Lust, das Kopftuch anzulegen. Ich bin zu meinen Eltern gegangen und sie gefragt, ob ich ein Kopftuch tragen darf. Sie haben mir das freige stellt, aber mir gesagt, dass es noch zu früh ist und ich es nicht zu tragen brauche. Aber ich wollte es. In die Schule bin ich auch mit dem Kopftuch gegangen. Alle schauten mich merkwürdig an, aber nach ein, zwei Tagen haben sie sich an mein Tuch gewöhnt.«

Nach einigen Jahren schwand Maryam aber ihre Lust am Kopftuchtragen und sie wollte es wieder ablegen. Auf Ratschlag der Eltern hat sie sich nachhaltig mit dem Islam und mit seinen Bekleidungsvorschriften auseinandergesetzt, sodass sie diesen Wunsch rasch überwunden hat.

»Ich erzählte es meinen Eltern. Sie meinten: ›Warte es mal ab, informiere dich und lies mehr über den Islam! Vielleicht änderst du deine Meinung. Ja, *alhamdulillah* [Gott sei Dank, H.Ö.], so ist es auch gekommen.«

Auf die offene und lockere Art und Weise ihrer Eltern in Erziehungsfragen ist sie stolz und betrachtet diese Vorgehensweise als nachahmenswert. Körperliche Züchtigungen hat es in ihrer Familie nie gegeben, auch wenn sie bedeutende islamische Regeln gelegentlich verletzt habe.

»Meine Eltern sind mit uns sehr locker umgegangen. Sie erklärten uns einiges, hatten viel Geduld mit uns. Ich hatte mich eine Zeitlang auch geschminkt. Meine Mutter war damit nicht einverstanden. Sie sprach mit mir und sagte, dass sie das nicht als schön betrachtet und der Islam auf die natürliche Schönheit Wert legt. Obwohl ich wusste, dass es im Islam nicht so erlaubt ist, habe ich mich weiter geschminkt. Meine Mutter war sauer und hat mir immer wieder gesagt, dass ich das lassen soll, sonst werde sie mir meinen Schminkekasten wegnehmen. Dazu kam es aber nie. Ich habe erst vor Kurzem mit Schminken aufgehört, weil ich den Sinn verstanden habe. Also meine Eltern haben mich zwar aufgeklärt und manchmal ermahnt, aber sie haben mich nie geschlagen oder so.«

Maryam hat einige alltägliche Behinderungen und Beleidigungen als Muslima tunesischer Herkunft in Deutschland erlebt. Über die »schiefen Blicke« mancher Passanten ihr gegenüber ist sie beunruhigt.

»Auf der Straße, in Kaufhäusern und so erlebe ich, dass man mich schief anschaut, ab und zu erlebe ich auch blöde und komische Bemerkungen, wie ›Scheiß Muslim, scheiß Ausländer! Wirst du von deinen Eltern gezwungen, damit du das Kopftuch trägst?‹, und viele andere Dinge.«

Solche Bemerkungen lässt sie aber nicht unwidersprochen.

»Und wenn ich dann zu solchen Bemerkungen mich äußere, dann sind sie baff, weil sie denken, ich kann nicht einmal Deutsch, abgesehen davon, dass ich auch eine deutsche Staatsbürgerin bin.«

Sie hat wegen ihrer Bekleidungsart, vornehmlich wegen ihres Kopftuchs, Schwierigkeiten. An einen Vorfall kann sie sich besonders klar erinnern, der sie noch immer sehr deprimiert, weil sie derartige Reaktionen seitens gebildeter Menschen nicht erwartet. Seither macht sie vor allem einige der »gebildeten Menschen«, wie Politiker, Wissenschaftler, Journalisten etc., für die desolate Lage und die zunehmende Diskriminierung der Muslime in der Öffentlichkeit mitverantwortlich.

»Ich habe in September mein Praktikum in einem Gymnasium in Zehlendorf gemacht. Die ersten drei Wochen verliefen sehr gut. Am ersten Tag hatte mein Mentor einige Bedenken gegen mein Kopftuch. Er fragte mich, ob ich mein Tuch anbehalten möchte, wenn ich im Unterricht hospitiere. Ich bejahte es. Er sagte: ›Na gut.‹ Er hat danach nichts mehr gesagt. In der vierten Woche habe ich in einer anderen Klasse mit zwei weiteren Studentinnen hospitiert. Als die Klassenlehrerin mich sah, guckte sie mich so verwundert an. Später, als ich ihr im Gang begegnete, meinte sie zu mir: ›Ja, ich wollte es ihnen vor meinen Schülern nicht sagen. Aber bei mir bitte nicht mehr hospitieren! Sie tragen ein Kopftuch. Denn ihr Kopftuch ist ein Symbol für Fundamentalismus, ein Symbol für den radikalextremistischen Islam, und so was hat bei mir nichts zu suchen!‹ Ich war baff. Ich verneinte es und wir kamen in eine Diskussion. Ich erzählte ihr, dass ich das Kopftuch wegen meiner religiösen Auffassung trage. Daher kann und wird mein Tuch für gar nichts ein Symbol sein. Die beiden anderen Studentinnen bekamen dieses Gespräch auch mit und waren noch verletzter als ich. Sie haben diese Reaktion von dieser Lehrerin nicht verstanden. Sie konnten es nicht fassen, wie eine Lehrerin so reden kann. Sie haben ihre Verwunderung auch der Lehrerin mitgeteilt. Darauf war die Lehrerin überhaupt nicht froh und beendete dann die Diskussion. Und das ereignete sich eben in der letzten Woche, sodass ich dort glücklicherweise mein Praktikum beendet habe. Die Unterstützung von den beiden Studentinnen fand ich sehr wertvoll und beschützend. Ich wünschte, dass auch andere Nichtmuslime uns gegen Unrecht und Diskriminierung unterstützen. Diese Lehrerin sagte mir in diesem Gespräch fast alles, was so allgemein über Islam gesagt wird: ›Ja, der Islam unterdrückt die Frauen, Islam ist eben Schwert und Feuer, Islam ... Für mich war diese Lehrerin wirklich ein Schock, weil das Lehrerkollegium eigentlich ganz nett war und alle anderen, bei de-

nen ich hospitiert habe, mich sehr gemocht haben und von meinen Kompetenzen überzeugt waren. Aber nur diese Lehrerin hat mich nicht wegen meiner Kompetenzen, sondern wegen meines Kopftuches beurteilt und ausgeschlossen. Leider wurde mein Praktikum mit diesem Schock beendet. Bis heute verstehe ich diese blöde Diskussion über das Kopftuch und allgemein über den Islam und Muslime nicht. Wie können einige überhaupt sagen, dass mein Kopftuch ein Symbol für das und das ist? Und wie können einige überhaupt behaupten, im Islam ist Kopftuch nicht vorgeschrieben? Und überhaupt, wie kann man mir und Millionen von Frauen das Kopftuch verbieten? Ich fasse es nicht. Wie können aufgeklärte und gebildete Menschen so mit uns umgehen und solche Vorurteile haben? Zumindest müssten diese Menschen mehr über Islam und Muslime wissen.«

Demzufolge ist sie in Bezug auf die Zukunft der Muslime in Deutschland nicht optimistisch eingestellt. Dennoch ist sie selbst nicht verstummt und entmutigt, sondern erwartet vielmehr von ihren Glaubensgeschwistern in dieser Gesellschaft, vorbildlich weiterzuleben, bis der Islam und die Muslime als vertrauenserweckend anerkannt werden.

5.12.2 Dimensionen der Religiosität

5.12.2.1 Die Dimension des Glaubens

Maryam ist sich sicher, dass es einen einzigen Gott gibt. Ihr Gottesglaube ist sehr stark. Für sie ist Gott Erhalter und Beschützer der Menschen und anderer Geschöpfe, zugleich gnädig und mächtig. Er werde im Jenseits über seine Geschöpfe richten. Für sie ist Gott allein der wirkliche Eigentümer aller Geschöpfe und Gegenstände. Die Menschen haben von seinem Reichtum auf dieser Erde einiges geborgt bekommen, so Maryam.

Der Koran sei die unübertreffliche letzte Offenbarung Gottes und beinhalte die absolute Wahrheit. Er und die Sunna seien demnach für alle Zeiten und Menschen bestimmt.

Der Glaube an den Tod, an die Auferstehung und ein ewiges Leben im Jenseits sind in Maryams Leben zentral. Das Leben hätte in dieser Welt keine Bedeutung, wenn es kein Jenseits und kein ewiges Leben geben würde.

5.12.2.2 Die Dimension der religiösen Praxis

Das Beten ist für Maryam ein unvergleichliches Erlebnis. Sie hat vor zwei Jahren begonnen, den fünf täglichen Gebeten regelmäßig nachzukommen.

»Ein Leben ohne Gebete kann ich mir aus dieser Sicht heute nicht mehr vorstellen, denn das Gebet ist neben dem *Dua* [Bittgebete, H.Ö.] die einzige Verbindung zu Allah. Wenn man diese nicht einhält, dann finde ich es als Heuchelei.«

Die fünf täglichen Gebete und die anderen Bittgebete stärken ihre Frömmigkeit, daher würde sie sich ohne solche Gebete nicht religiös einschätzen.

»Ich würde heute jedem empfehlen zu beten, das ist wirklich ein gutes und schönes Gefühl.«

Wesentlich früher, mit zehn Jahren, hat sie mit dem Fasten im Monat Ramadan begonnen. Mit den fünf täglichen Gebeten hatte sie deshalb Schwierigkeiten, weil sie zuvor den Sinn des Gebetes nicht verstand, nicht regelmäßig betete oder fastete.

»Wenn man weiß, warum man etwas tut, dann ist man motivierter. Heute kann ich ohne Gebete, Fasten, *Dua* nicht. Wenn ich mal zum Beispiel ein Gebet verpasse, dann fühle ich mich innerlich sehr unwohl. Das Fasten im Monat Ramadan ist was Besonderes. Da ist auch viel los. Man fühlt die Wärme der Menschen und da ist man anders drauf, irgendwie noch menschlicher als in den anderen Monaten.«

Die islamische Trauung (*Nikah*) hat sie bereits vollzogen. Eine standesamtliche Trauung wird in einigen Monaten folgen. *Nikah* ist für sie deshalb bedeutend, weil damit die Eheschließung bekannt wird. Überdies dient der *Nikah* ihr zur Schärfung des Bewusstseins, warum und wozu sie geheiratet hat, dass diese Heirat ausdrücklich auch für das jenseitiges Leben geschlossen wird. *Nikah* zeige, dass »der Ehemann und die Ehefrau auf dieser Erde sich gegenseitig beschützen sollen und Hand in Hand arbeiten sollen, damit sie im Jenseits Segen Allahs für ein ewiges Leben im Paradies bekommen«.

Daraus erschließt sich Maryam die Bedeutung der islamischen Trauung, die sie den Muslimen empfiehlt. *Nikah* sei als etwas Verbindliches anzusehen, durch das der Sinn einer Vermählung und die Gründung einer Familie fühlbarer werden.

5.12.2.3 Die Dimension der religiösen Erfahrungen

Daran, dass der Mensch einen Glauben benötigt, zweifelt sie nicht, da der Glaube erst den Lebenssinn erkläre. Durch den Glauben erfährt sie, was sie zu machen und wie sie sich zu verhalten hat. Zudem könne mit einem Glauben vernünftig zwischen Gut und Böse unterschieden werden. Durch ihren festen Glauben an das Jenseits setzt sie sich auf dieser Erde Grenzen. Auch wenn sie für sich allein ist – sie ist sich stets bewusst, für all ihre Taten im Jenseits vor Gott Rechenschaft ablegen zu müssen. Daher betrachtet sie ihren Glauben als ihre »innere Polizei«. Dieser Glaube schützt sie somit vor unsittlichem und abweichendem Verhalten.

»Und dieser Glaube ist meine innere Polizei. Das heißt, wo mich keiner sehen kann, könnte ich ja alles machen. Aber ich mache es trotzdem nicht, weil ich weiß: Allah sieht mich immer. Deshalb würde ich nie mit diesem Glauben zum Beispiel klauen, hinter einem Menschen lästern und so.«

In kritischen Situationen sind ihr Glaube und ihr Schöpfer Trost und Mut, die ihr ins Bewusstsein rufen, dass das Leben auf dieser Erde endlich ist und sie ein unendliches und glückseliges Leben im Jenseits erwartet. Mit diesen Gedanken kann sie sich vor Depression und Missmut bewahren.

5.12.2.4 Die Dimension des religiösen Wissens

Maryam ist unzufrieden damit, dass sie viele Themenbereiche ihres Glaubens nicht einwandfrei beherrscht. Deshalb bemüht sie sich seit einigen Jahren nachhaltig, an Bildungsveranstaltungen teilzunehmen. An religiöser Weiterbildung ist sie sehr interessiert, beklagt aber die ungenügenden Angebote. Zumeist ist sie auf sich allein gestellt und versucht ihre Bildungsmängel über ihre Religion durch Selbststudium zu beheben.

»Ich lese Bücher über Islam inzwischen wieder leider unregelmäßig. Ich lese zurzeit eine Zeitschrift, wo auch vieles über Islam steht, da kann man auch sein Wissen erweitern. Ich kann nicht so lange lesen und nicht ein ganzes Buch zu Ende lesen. Heute muss ich auch für die Uni viel lesen, sodass ich über Islam heute immer so zwischendurch lese.«

Falls sie überhaupt nicht weiterweiß, wie sie sich religiös verhalten soll, oder wenn sie auf ihre religiösen Fragen keine Antworten findet, fragt sie ihren Ehemann oder versucht im Internet oder durch E-Mail-Anfragen an ihre Freunde Aufklärung zu finden. Sehr hilfreich ist für sie auch ihr Frauengesprächskreis, in dem die Teilnehmerinnen einander helfen.

5.12.2.5 Die Dimension der Konsequenzen aus religiösen Überzeugungen

Kindererziehung ist für Maryam eine wichtige Aufgabe, der sich die Familie und darüber hinaus die Gesellschaft insgesamt zu stellen habe. Mit dem heutigen Erziehungs- und Bildungsverständnis ist sie nicht einverstanden, weil die religiöse Komponente meistens ausgeklammert wird. Folglich verlangt sie, dass den Kindern die religiösen Grundsätze unverfälscht vermittelt werden, damit es nicht zum Werteverfall in der Gesellschaft kommt. Kinder und Jugendliche würden mit ihrem Leben besser zurechtkommen und vor schlechtem Betragen bewahrt sein, wenn ihnen die Werte, die sich aus der Religion ableiten, rechtzeitig vermittelt würden. Zu diesem Zweck wird sie ihre Kinder frühzeitig in die religiösen Grundsätze einweisen und ihnen die islamischen Gebote und Verbote verständlich ans Herz legen.

»Heute wird das leider immer verdrängt. Die wichtigen Werte verlieren! Sie werden nicht mehr als verbindlich angesehen. Kein Respekt vor Älteren; Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft ist out; Lügen, Hass, Überheblichkeit ist in. So kann es nicht weitergehen, wird es auch nicht. Mit einem Glauben tut man eben viel Gutes, weil man ja mit den Gedanken aufwächst: ›Ich werde eines Tages sterben und für alle meine Taten werde ich vor Gott Rechenschaft ablegen. Er wird mich belohnen oder bestrafen.‹ Und diesen Gedanken sollten wir auch den Kindern und Jugendlichen vermitteln. Ich denke, dass sie mit diesem Gedanken sich noch besser schützen können – vor Drogen, Klauen, Gewalt und so weiter.«

Da heutzutage vorwiegend Eltern und Verwandte dauerhaft an das islamische Verbot des ehelosen Beischlafs erinnerten, erkennen die Jugendlichen in Maryams Sicht den Sinn dieses göttlichen Verbots und schrecken vor solch »großer Sünde« nicht zurück. Maryam wünscht sich deshalb, dass den Jugendlichen der Sinn dieses Verbots geduldig erläutert wird.

»Man sollte hier den Sinn in den Vordergrund rücken, nicht das Verbot alleine. Viele sehen nur dieses Verbot. Sie denken ja: ›Es ist verboten! Das darfst du nicht und dies darfst du nicht!‹ Solche Gedanken treiben die Jugendlichen erst dazu. Eins ist absolut klar: Gott hat nicht aus Spaß dieses uns verboten, dahinter steckt ein großer Sinn. Und wenn man den Sinn versteht, dann wird man sich auch an dieses Verbot halten, weil man ja selbst davon profitiert.«

Für sie war die Ehe nur mit einem Muslim denkbar, weil Ehepaare mehr Gemeinsamkeiten haben sollten als Unterschiede. Die gleiche Religion gehört für sie dazu. Wenn die Ehepaare nicht die gleichen Werte und Normen verträten, dann würde es in dieser Ehe, schon allein bei der Kindeserziehung, zu Konfrontationen kommen, die die Harmonie einer Ehe aushöhlen würden. Ihre Integration in diese Gesellschaft behindert nicht der Islam, sondern einige muslimische und nicht muslimische Menschen aus ihrer Umgebung. Der Islam fördert ihre Integrationsbereitschaft und unterstützt sie bei diesem Prozess.

»Wenn man den Islam näher betrachtet, wird man sehen, dass der Islam eine Integration sogar von Muslimen fordert, denn ein Muslim muss mit der Gesellschaft, mit seinen Nachbarn und so weiter gut zusammenleben. Er soll mit ihnen gerecht und freundlich umgehen, er darf sie nicht kränken oder gar verletzen. All die sozialen Sachen sind im Islam fest verankert. Nur wir, die Menschen, kennen es nicht und viele Muslime kennen es auch nicht. Dann sagen sie: ›Nee! Deutsche, mit denen wollen wir nicht.‹ Das kommt halt nicht vom Islam, sondern aus den Vorstellungen dieser Menschen, aus ihrer Unwissenheit.«

Seitdem sie sich mit dem Islam intensiv auseinandersetzt, erkennt sie, dass

der Islam ein harmonisches Zusammenleben aller Menschen idealisiert, was einer Integration in die hiesige Gesellschaft nicht im Wege stehe.

»Der Islam leidet unter der Unwissenheit der Muslime und der Nichtmuslime. Ich habe es selber auch vor einigen Jahren entdeckt, dass der Islam ein gutes Zusammenleben fördert. Ich denke, mit der Zeit, wenn wir alle daraufhin arbeiten, wird es klappen!«

Dass es im Glauben keinen Zwang und keine Gewalt gibt und geben darf, war ihr nie anders bekannt. Jedwede Gewaltverübung, abgesehen von Notwehr, verurteilt sie folgerichtig als unislamisch und verwerflich.

Mit einer Klarstellung wendet sie sich an die Gesellschaft:

»Man sieht es ja, die muslimischen Jugendlichen, die ihren Glauben ernst nehmen und praktizieren, fallen nicht so in der Gesellschaft auf. Keine Kriminalität, Körperverletzung, Drogen, Alkohol und so weiter! Und das sollte diese Gesellschaft endlich sehen und anerkennen. Die, die trotz ihres Glaubens das machen, nehmen den Islam nicht ernst, sie heißen oder bezeichnen sich selbst lediglich muslimisch.«

5.12.2.6 Einstellung und Bindung an Moschee und Imame

Maryam besucht wöchentlich ein- bis zweimal einen Verein, der von jungen Männern und Frauen vor einigen Jahren in Berlin initiiert worden ist. Hier organisieren sie gemeinsam Bildungs- und soziokulturelle Veranstaltungen. Darüber hinaus ist ihr Wissensstand – bezogen auf andere muslimische Organisationen – spärlich, sie maßt sich nicht an, deren Arbeit zu beurteilen. Maryam insistiert, dass Menschen in ihrer Urteilsbildung besonnener werden, um andere nicht in Gefahr zu bringen oder ausgegrenzt zu werden.

»Würde ich sie bewerten, ohne einen wirklich zu kennen oder mit ihm gesprochen zu haben – wie es in dieser Gesellschaft leider üblich geworden ist –, bildet man sich seine Meinung. Und diese Meinung ruht nur auf Informationen, die man entweder von da oder dort gehört hat oder auf Medienberichten. Keiner hinterfragt diese Informationen. Das ist sehr, sehr gefährlich, denn ich als Muslime weiß ganz genau, dass viele, viele Berichte und Informationen über den Islam und die Muslime falsch sind. Ich finde solche Vorgehensweisen unmenschlich und nicht korrekt.«

Durchgehend lehnt sie Gruppierungen und Organisationen strikt ab, die sich nicht dem Islam geradlinig und glaubwürdig hingeben. Hinzu kommen auch alle, die es auf »Hass und Unruhe« in der Gesellschaft anlegen.

Prinzipiell pflegt sie den Gang zur Moschee. Einen festen Zeitplan über ihre Moscheebesuche hat sie aber nicht. Als ihr Frauengesprächskreis sich

in einem Nebenraum einer Moschee getroffen hatte, war sie fast jeden Freitagabend dort. Heute sind ihre Moscheebesuche spärlicher. Im Monat Ramadan und zu den verehrten muslimischen Tagen wie Geburtstag oder Himmelfahrt des Propheten Muhammed bemüht sie sich, in die Moschee zu gehen, um am gemeinschaftlichen Gebet teilzunehmen.

Auf die Frage, woran sie zunächst denkt, wenn sie das Wort »Moschee« hört, antwortet sie mit der Farbe »grün«, Gebet und Frieden. Die Moschee ist für sie Gotteshaus, das allen unverkennbar offen steht. Die ureigene Aufgabe der Moschee sei die Kommunikation zwischen den Gläubigen, für die Angebote in der deutschen Sprache unentbehrlich seien.

»Jeder muss das Gefühl haben, willkommen zu sein. Wenn ich aber in eine türkische Moschee gehe, verstehe ich nichts; wenn ein Türke in eine arabische Moschee geht, versteht er auch nichts. Das darf nicht sein. Zumindest sollten die Menschen dort Deutsch anbieten und sprechen, die Landessprache sollte nicht dort die Moschee beherrschen.«

Die Ausrichtung nach der Herkunftssprache und -kultur verursache, dass sich viele Moscheegemeinden in Deutschland gegründet hätten, die weder miteinander kooperieren noch für einen Austausch eintreten können. Viele in den Moscheegemeindevorständen wiesen keine deutsche Sprachkompetenz auf, was wiederum dafür sorge, dass der Islam, speziell die Lebenswelt der Muslime, nicht zutreffend repräsentiert werde.

»Ich denke, dass die vieles machen, viele Programme anbieten, helfen ... aber leider nur von Herkunftssprache getragen. Sie kooperieren auch nicht miteinander, obwohl sie örtlich nicht so weit auseinander liegen. Ich wünsche mir, dass die auch einige gemeinsame Programme machen, wie ein großes Fest für alle, auch für Nichtmuslime. Denn wir müssen den Islam richtig darstellen. Von Nichtmuslimen können wir es nicht erwarten, nur wünschen.«

Für einen guten Imam sei unerlässlich, dass er über ein überdurchschnittliches Wissen über den Islam und über solides Allgemeinwissen verfüge. Vorzüglich sei ein verheirateter Imam, der die Sorgen und Probleme der Familien besser analysieren und deuten kann. Ergänzend halte er realistische und verständliche Predigten. Dass ein Imam ein mustergültiges Verhalten hat und sich über seine Gemeindearbeit aktiv an gesellschaftlichen Aktivitäten beteiligt sowie eine ausreichende Kompetenz der deutschen Sprache besitzt, müsse selbstverständlich werden. Mittlerweile erfreut sich Maryam an der neuen Generation von Imamen in den Moscheen, die stets gemeinnützige Aufgaben wahrnehmen. Mit Glück erfüllt sie, dass in manchen Moscheegemeinden die Freitagspredigten und andere Veranstaltungen in deutscher Sprache stattfinden. Den erfolgreichen und qualifizierten

Imamen gebühre seitens der Moscheegemeinden ein höheres Verdienst und seitens der Gesellschaft würdige Anerkennung für diese integrativen Bestrebungen.

»Wie ein Pfarrer oder ein Rabbiner für ihre positive Haltung und Einflussnahme auf Jugendliche gelobt und gewürdigt werden, so sollten auch die Imame gewürdigt und gelobt werden. Sie leisten wirklich sehr sinnvolle und gute Arbeit, obwohl sie keine richtig fundierten Ausbildungsmöglichkeiten in dieser Gesellschaft haben. Sie leisten trotz der mager bezahlten Stelle gute Arbeit. Ich kenne einen Imam, der mich wirklich positiv beeinflusst hat – leider ist er aber wieder zurückgekehrt.«